P. o.germ.
84
g

. Germ.
847 g.

G. J. Zwinger del. L. Schlömer sc.

Gemäldesammlung

in

Erzählungen, Geschichten und kleinen Romanen

herausgegeben

von

Ludwig Theodor Becker.

(Mit einem Kupfer.)

Nürnberg,

in Commission der L. H. Zeh'schen Buchhandlung.

1819.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

		Seite.
I.	Julie Reinberg, von H. A. Ch. von Eggloff-stein	1
II.	Die Entführung, ein Familien-Gemälde von L. Th. Becker.	17
III.	Irrthum und Aufklärung. Erzählung aus der wirklichen Welt, von L. Th. Becker. . .	39
IV.	Martin und Suse, oder der Berggeist des Karstes, eine romantische Erzählung. . .	69
V.	Der Blinde, eine Geschichte.	125

Inhalt.

Seite.

VI. Torstendahl, ein kleiner Roman. 165

VII. Die Entführung. 233

I.

Julie Reinberg.

I.

Julie Reinberg.

Ermüdet und hungrig von der Seereiße von Gravesand nach Rotterdam, hatte ich mich so eben mit einem Kellner des Gasthauses zum Grand Maréchal de Turrenne, welcher mir, nach Anfragen sagte: es würde hier erst nach englischer Art um fünf Uhr gespeißt, tapfer herum gezankt; so trat ich in die Thüre des Gasthofes, verwünschend die englische Art, die heute mit meinem Magen nicht übereinstimmte, obschon ich mich ohne Murren schon zehen Jahre in dieselbe gefügt hatte.

„Wollen Milord keinen Tabacksbeutel, Pfeifenquasten, oder ein Uhrband kaufen?"

So rief hinter mir eine Stimme nicht im holländischen Jargon sondern in reinem Deutschen.

„Gehe zum — wollte ich eben sagen; allein der Milord, und das reine Deutsch, schon zehn Jahre fremd meinen Ohren, waren die Ursache, daß ich meine Augen nach der Besitzerin

der Stimme warf; und der Teufel, der nach dem — gehe zum — aus meiner Kehle schon hervorkommen wollte, zog sich plötzlich zurück, als ich ein schönes Mädchen erblickte, die trotz ihrem ärmlichen Anzuge, eher Raphaels Madonna, als der Hexe von Endor glich; allein der Versucher zog sich nur aus der Kehle zurück um seine Residenz in meinem Herzen aufzuschlagen.

„Alles will ich von dir kaufen, liebe Kleine! rief ich; und dich vor allem andern — komm! und so eilte ich meinem Zimmer zu.

Das Mädchen folgte; blieb aber in der halb offenen Thüre stehen, und ihr niedergeschlagenes Auge, die Röthe der Unschuld die ihre Wangen färbte, trieb sogleich den Teufel rein aus meinem Herzen, und Mitleid nahm Herberge statt seiner.

„Ist das deine Arbeit? fragte ich, des Mädchens kleinen Kram musternd. Nein; sagte sie: eine deutsche Madam, die in unserm Hause wohnt verfertigt es, ich verkaufe es nur.

„Wer ist denn diese deutsche Madam?

„Das weiß ich nicht, sie wohnt bereits ein Jahr in unserm Hause, arbeitet den ganzen Tag, wohl auch manchmal die Nacht, um sich und ihren kleinen Eduard zu ernähren.

„Hm!

„Hm! ist sie jung?

„Jung und schön, und so gut —

Ich behielt den ganzen kleinen Kram des Mädchens, gab ihr einen Napoleond'or, und freudig hüpfte sie fort. Rasch warf ich mich in meinen Ueberrock, und folgte ihr ungesehen.

Kaum konnte ich der eilenden Kleine folgen; als sie endlich in eine abgelegne Straße einlenkte; wo so elende Hütten standen, wie sie derjenige der Rotterdam von der glänzenden Seite nur kennt, in dieser sonst schönen Stadt gar nicht zu finden wähnt. Armuth und Mangel schienen hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben. In eine der elendesten dieser elenden Hütten schlüpfte das Mädchen und ich ihr nach.

„Madam! Madam! theuerste Madam! alles verkauft, rief freudig die Kleine.

„Hast du mir etwas mitgebracht, Jette? rief eine Kinderstimme.

„Gott sey gelobt! sagte die Mutter, und ich öffnete die Thüre.

Ein schönes Weib, mit den Zügen tiefster Schwermuth auf ihrem Angesichte, saß bei ihrer Arbeit; ein kleiner Amor zu ihren Füßen; Reinlichkeit herrschte in dem fast von Meublen entblößten engen finstern Gemache; so wie ebenfalls

falls in dem Anzuge des Weibes und des Kleinen.

„Verzeihen Sie Madam, einem Fremden seine Zudringlichkeit. Eine deutsche Landsmännin, die erste nach einem Zeitraume von zehn Jahren in Ihnen zu finden, und diese in Kummer zu wissen, bewog mich Ihre Bekanntschaft zu suchen, Ihnen meine beschränkte Hilfe, die ich bitte nicht zurückzuweisen, nebst Trost und Rath anzubieten.

„Ich danke Ihnen mein Herr, für Ihre gute und menscheufreundliche Gesinnung; Hilfe was man gewöhnlich unter diesem Namen versteht, brauche ich nicht, so lang ich zu arbeiten vermag. Trost — ja diesen bedarf ich. — und noch mehr den Rath eines Freundes.

Beydes soll Ihnen Madam, so viel meine Kräfte vermögen, werden; wenn Sie mich als diesen Freund etrachten wollen. Zwar ist es viel begehrt, wenn ein völlig Unbekannter sogleich ein volles Zutrauen fodert; allein ohne dasselbe würde ich ausser Stand seyn, Ihnen weder Trost noch Rath zu ertheilen. Ich bin hier fremd, kam heute erst aus Ostindien über England hier an, und reiße in einigen Tagen nach Deutschland ab. Doch auch in der Ferne kann oft ein Freund nützlich seyn, und als den

Ihri-

Ihrigen betrachte ich mich von heute an; und um sogleich von dieser mir so theuern Freundschaft Gebrauch zu machen, werden Sie gütigst erlauben, daß ein hungriger Reisender die Bedürfnisse seines Magens bey Ihnen hier befriedigen darf. Hier gab ich der kleinen Jette Geld, und bat sie eiligst aus einem Speisehause zu hohlen, was fertig seye, aber ja nicht einige Flaschen Wein zu vergessen.

Die Kleine hüpfte, troz allen Einwendungen meiner neuen Freundin fort, das Nöthige zu besorgen; und bis zu ihrer Zurückkunft hatte ich Madam Reinberg, so nannte sich die Unglückliche, von meiner freundschaftlichen Theilnahme ihres Schicksals überzeugt, auch Muße gehabt, in ihr nicht allein ein schönes, sondern auch sehr gebildetes Frauenzimmer zu finden.

Da ich ihr sagte, daß ich über den Haag und Amsterdam reisen würde; so beehrte sie mich mit einem Auftrage, den ich so glücklich war, nach ihrem Wunsche, ja zufällig besser als sie denken konnte, auszurichten. Worin dieser Auftrag bestand, werde ich erwähnen, wenn ich zuvor die Geschichte der Madam Reinberg, welche ich von ihr schriftlich erhalten, in einem kurzen Auszuge, und zwar mit ihrer Erlaubniß, hier eingerückt haben werde, und welche meinen

nen

nen gefühlvollen Lesern, und derer hoffe ich manche zu haben, nicht unwillkommen seyn wird.

Julie war das einzige Kind eines sonst begüterten Kaufmannes zu H., welcher, da er sich noch in guten Umständen befand, seiner Tochter die beste Erziehung geben lies, und soviel es seine Geschäfte erlaubten, selbst gab. Sie war sechszehn Jahre alt; als der Vater durch Lieferungen an die französischen Truppen, die sich damals in und um H. aufhielten, wozu er, sie zu übernehmen gezwungen wurde, und die man am Ende nicht bezahlte, sein ganzes Vermögen verlor, und aus Gram darüber starb, seine Gattin war ihm längstens vorausgegangen. Nun sah sich Julie plötzlich von allem entblößt. Ohne Eltern, ohne Vermögen, ohne Freunde flüchtete sie mit wenigem, kaum zur Reise genug, nach W, zu einer Gespielin ihrer Jugend, die sie zu kommen eingeladen, nachdem sie Juliens Unglück erfahren hatte.

Karoline M. war selbst nicht reich, und Julie — der Unglückliche ist allzeit mißtrauisch — glaubte aus einigen Aeusserungen von Karolinens Eltern zu schließen, daß sie denselben zur Last fiele. Darum war ihr willkommen, als sich der junge Reinberg, damals Lieutnant in holländischen Diensten, der sich eben auf eine kurze

Zeit

Zeit in W. seiner Vaterstadt aufhielt, und hier Julien kennen lernte, um ihre Hand bewarb. Bald ward sie sein Weib, und reißte mit ihm nach Holland ab.

Reinberg war ein junger feuriger, sonst sehr edler Mann, der schwärmerisch für die Rechte der Menschheit, die damals sehr beschnitten wurden, eingenommen war. Bald sah er sich in Holland in eine Verbindung verstrickt, die nichts weniger zum Zwecke hatte, als den König Ludwig Bonaparte in seinem Schlosse zu Loo aufzuheben, und ihn nach England auszuliefern. Dieses gefahrvolle Vorhaben war Julien ein Geheimniß; doch ließen sie das verstörte Wesen, die öftere Abwesenheit ihres Mannes, die geheimen Zusammenkünfte in ihrem Hause etwas desgleichen vermuthen.

Sie beschwor daher ihrem Gatten aus Liebe zu ihr, aus Mitleid für das Geschöpf, welches sie unter ihrem Herzen trug, von allem Gefahrvollen abzustehen. Ihre Bitten waren vergebens; Reinberg war schon zuweit gegangen, um wieder zurückkehren zu können.

Schon war der Plan der Verbündeten zur Ausübung reif; als ein Abtrünniger von ihnen denselben anzeigte. In einer Nacht wurde Reinbergs Haus von Militär besetzt, ihm und seinem

Weibe

Weibe kaum so viel Zeit, sich anzukleiden erlaubt, und beyde, Julie im achten Monat schwanger, den Weg nach Frankreich abgeführt.

Noch bevor sie die Grenze erreichten, wurde Julie von ihrem Manne getrennt, und frey ihrem Schicksale überlassen. Sie bat fußfällig den Offizier des Kommando's; sie nicht von ihrem Gemahl zu trennen, aber all ihr Flehen, alle ihre Thränen waren vergebens.

Dieß war zuviel für das schwache Weib, die bald Mutter werden sollte.

Doch sammelte sie alle ihre Kräfte, und eilte zu Fuße, ohne Geld ihrem Manne nach. Allein ohnweit Thionville blieb sie krank in einem Dorfe liegen; eine mitleidige Bauernfamilie nahm sie auf, und hier gebar sie einen Knaben. Schon glaubte sie sich dem Ende ihrer Leiden, dem Grabe nahe, als sie wider Vermuthen genaß, ihr Kind der Fürsorge der Bäuerin überlies, und sich nach Paris fortbettelte.

Dort kam sie in dem größten Elende an, und konnte nur, nach vielem Nachforschen erfahren, daß sämmtliche Verschworne bald nach ihrer Ankunft in Paris füßiliret worden seyen.

Man denke sich in Juliens Lage. Trostlos, mit allem Mangel kämpfend verlies sie Frankreichs Hauptstadt, und eilte zu ihrem Kinde,

nahm

nahm solches, dankte den guten Leuten für alle genossene Wohlthaten, diese nöthigten ihr noch ein kleines Reisegeld auf, und so ging sie nach Holland zurück.

Hier fand sie ihre ehemalige Wohnung fast von allem beraubt, und nur weniges durch die Hausleute der gierigen Justiz entrissen. Julie war, troz ihren Leiden schön, diese ließen ein Etwas auf ihrem Angesichte zurück das uns Männer so unwiderstehlich an leidende Weiber bindet. Ein Großer, dermalen noch lebender Schurke, lies ihr daher unverschämte Anträge machen, die sie mit der größten Verachtung abwies. Der Bösewicht sann auf Rache, es wurde ihr von guten Leuten heimlich gerathen, sich nicht länger hier aufzuhalten, und sie war eben im Begriffe, das wenige, noch nicht geraubte Gut zu Gelde zu machen, als sie wider Vermuthen aufs Neue in Verhaft genommen würde, und elend mit ihrem Kinde in einem finstern Kerker bey der schlechtesten Nahrung ein ganzes Jahr zubringen mußte.

Endlich wurde sie entlassen, man reichte ihr einen Gulden Reisegeld, und brachte sie zum Orte hinaus. Was sollte die Arme nun beginnen? Nach Deutschland, wo niemand war, der sich ihrer annahm, das ohnehin durch den Krieg

in

in allen seinen Theilen beunruhiget wurde, zurückzukehren, war fruchtlos. Sie entschloß sich also hier in Rotterdam mit ihrer Hände Arbeit sich und ihr Kind zu ernähren; miethete in dem elendesten, doch wohlfeilsten, Theile der Stadt, bey guten, aber armen Leuten, Jettens Eltern, eine Kammer; und so lebte sie schon über ein Jahr hier von ihrem Verdienste, der freilich manchmal knapp hinreichte, sich und ihrem Kinde eine dürftige Mahlzeit zu bereiten.

In diesen Umständen fand ich Madam Reinberg; die Aufträge die sie mir gab, waren, mich im Haag und Amsterdam nach einem gewissen van Hack, einem ehemaligen Freund ihres Mannes, der, wie sie in Erfahrung gebracht hatte, kürzlich aus England zurückgekehret, zu erkundigen, und so ich denselben gefunden, ihm einen Brief von ihr einzuhändigen. Sie hatte schon einigemal an ihn geschrieben, aber keine Antwort erhalten; sie wünsche durch denselben die nähern Umstände von dem Tode ihres Mannes zu erfahren.

Ich versprach, mir alle Mühe zu geben, so wohl im Haag als zu Amsterdam, den van Hack zu erforschen, gab noch ohne Juliens Wissen an Jette etwas Geld, welches sich erst nach

meiner

meiner Abreise ihr einhändigen sollte, und gieng nach dem Haag ab.

Bey meiner Ankunft erkundigte ich mich sogleich nach van Hack auf das genaueste, konnte aber nichts von demselben erfahren, und war schon im Begriffe nach Amsterdam abzureisen; als ich in einem Gasthofe an der Table d'hôte einen jungen Mann im Gespräche mit seinem Nachbar den Namen Reinberg nennen hörte. Kaum konnte ich das Ende der Tafel erwarten, ich näherte mich demselben, und erkundigte mich bey ihm; ob er einen Offizier mit Namen Reinberg in Holland gekannt habe? Der junge Mann sah mich scharf an, sagte endlich kurz und trocken: Ja mein Herr, und setzte mit Nachdruck hinzu: Reinberg ist mein Freund.

Ist — rief ich erstaunt — ich glaubte er seye in Paris erschossen worden?

Man sagt so; war seine Antwort; allein er lebt, und ist dermalen in England.

Gott! Julie! rief ich; so sind deine Leiden auf einmal gehoben.

Julie! sagte der junge Mann: wissen Sie etwas von ihr?

Nun glaubte ich, es seye an mir, zurückhaltend zu seyn; ich sagte also kurz und trocken wie er vorher; ich weiß ihren Aufenthalt; und setzte

eben so mit Nachdruck hinzu: Julie ist meine Freundin.

„Wo ist sie? Wo ist Julie? o sagen Sie, damit der Freund die Gattin dem Freunde zuführen und dadurch seine Leiden enden kann! Ich werde Ihnen, mein Herr, Juliens Aufenthalt entdecken, sobald sie mich gewiß überzeugen, daß sie Reinbergs Freund sind.

„Der bin ich, bey Gott, der bin ich. Kennen Sie Julien; so haben Sie, mein Herr, von ihr auch den Namen van Hack gehört.

Ich fand also auf einmal was ich suchte, und nachdem er mich durch Briefschaften hinlänglich überzeugt hatte, daß er wirklich der seye den ich suchte, so überreichte ich ihm Juliens Brief. Sobald van Hack gelesen, beschloß er sogleich nach Rotterdam zu reisen, und ich, um Julien glücklich zu sehen, konnte mir die Freude nicht vorenthalten, bey der Entdeckung gegenwärtig zu seyn, und beschloß daher van Hack zu begleiten. Wir machten Anstalt, und reißten sogleich nach Rotterdam ab. Unterwegs erzählte mir van Hack Reinbergs Schicksal, er war nemlich so glücklich gewesen, seinen Begleitern ohnweit Paris zu entwischen. Verkleidet, und mit der größten Gefahr gieng er nach Holland zurück, um seine Gattin dort zu finden; allein diese lag, wie wir

schon

schon wissen, krank ohnweit Thionville. Reinberg reißte nach Deutschland um Julien da zu suchen, auch hier fand er wie in Holland sein Bemühen vergebens. Noch einmal reißte er unkennbar nach Holland zurück; aber damals befand sich Julie im Kerker, welches nicht öffentlich bekannt war; da sie sich nur aus Rache eines großen Wollüstlings in Verhaft befand, und keineswegs durch obrigkeitlichen Befehl.

Reinberg litt unaussprechlich, und die Noth zwang ihn endlich unter dem Corps des Herzogs von B. Dienste zu nehmen, er entdeckte sich diesem Fürsten, der mehr als Held, ein Menschenfreund war, und dessen Verlust Deutschland, für dessen Freiheit er den Heldentod starb, ewig beweinen sollte.

Mit diesem Fürsten reißte Reinberg nach England, und erhielt hier durch die Fürsprache des Herzogs, und des biedern Deutschen, des Landesmarschall von M. eine Kompagnie in einem Regimente welches bald nach Westindien zu gehen bestimmt war.

Reinberg wäre glücklich gewesen; wenn nicht der Verlust seiner geliebten Julie sein Glück trübe gemacht hätte. Doch auch diese Wolken

soll-

sollten vorüberziehen, und der Himmel ihm vor immer heiter entgegen lächeln.

Wir kamen in Rotterdam an; Julie war höchstens erfreut den Freund ihres Mannes zu sehen, der sich nun mit aller Vorsicht bemühte, sie von dem Leben ihres Gatten zu überzeugen.

Mit freudiger Ungeduld machte sie Anstalt in Hacks Begleitung in die Arme ihres so lang todtgeglaubten Gatten zu eilen. Hack versah sie mit Geld. In wenigen Tagen war alles zu ihrer Abreise bereit, dankbar, ihre ewige Freundschaft mir zusichernd, sagte sie mir, Lebe wohl, und das Packetbot eilte mit ihr nach Albions Ufern um sie in Reinbergs Arme zu bringen, der sich damals auf der Insel Wight mit seinem Regimente aufhielt und als Major eben im Begriff stand, mit demselben nach Jamaica abzugehen; noch ehe dieses geschah, erhielt ich ein Schreiben von ihm, mit einem Einschluß von Julien, welche mir noch einmal ihre Freundschaft zusicherte und ihr wohlgetroffenes Bildniß in Miniatur diesem Schreiben beilegte.

II.

Die Entführung.

Ein Familien-Gemälde von L. Th. Becker.

II.

Die Entführung.

Ein Familiengemälde.

Der Baron von Frießberg, ein schöner, reicher, stattlicher Mann, hatte schon mehrere Jahre nach dem zwanzigsten zurückgelegt, ohne sich ein einzigmal ernstlich verliebt zu haben. Er dachte jetzt daran, die Töchter aller Stände ins Auge zu fassen, weil, (wie er wähnte) sein Herz so schwer zu fesseln sey, da er nothwendig die ganze Mädchenwelt durchgehen müsse, die Rechte zu finden. Er lebte abwechselnd auf seinen Gütern und in der Stadt. Die Messe versäumte er dieseswahl nicht, weil sie eine Menge Fremde herbeizog, unter denen er sich nach Belieben umsehen konnte, und auch die Bewohnerinnen der Stadt und umliegenden Gegend sichtbarer als gewöhnlich wurden. So, am Arme eines Freundes durchstrich Frießberg eines Abendes die Alleen welche die nächsten Spazier-

gänge bildeten, umgeben von einem Gewühle und Gedränge von Menschen. Da stieß er auf einen Bekannten seines Vaters, dessen er sich noch aus den Kinderjahren erinnerte, und der Zufall wollte, daß gerade in dem Augenblick jemand den Baron bei seinen Namen nannte. Der Herr von Chamm stutzte, blickte ihn an, und fragte dann, ob er nicht den Sohn des Freundes vor sich sähe? Es war so, und im Augenblick ward Frießberg von der ganzen Familie umgeben. Er war heute fröhlich gestimmt und sogleich errichtete er mit den Töchtern Bekanntschaft. Lisette, die schönste von den ältesten Fräulein, war unendlich zuvorkommend, und nahm seine Huldigungen vollkommen wohl auf. Man verabredete einen Spaziergang für den folgenden Abend und trennte sich spät und gegenseitig zufrieden. Der Herr von Chamm war ein sehr Töchterreicher Vater. Zwei Gemahlinnen hatten ihm nur zwei Söhne gegeben, aber desto mehr Fräulein füllten sein Haus. Er war nicht arm, doch konnten unmöglich die Kinder, da hier eine so große Anzahl da waren, auf eine reiche Erbschaft hoffen, und so blieben auch die Freier weg. Lisetten war es endlich gelungen, in eine zärtliche Verbindung mit einem etwas bejahrten Landedelmann zu gerathen, und sogar war auch

schon

schon die Zeit ihrer Verbindung bestimmt, welche nicht mehr fern war. Die Bekanntschaft mit dem schönen jungen Baron, und sein artiges Benehmen gegen sie, verdrängte aber schnell das Andenken an den guten alten Bräutigam. Das war freilich eine ganz andere Parthie und sie schmiedete das Eisen treflich, bis es warm war. Frießberg mußte bald immer im Hause seyn, oder mit der Familie ihre Spaziergänge und auswärtige Vergnügungen theilen. Es war ihm bekannt, daß Lisette nicht mehr frei war, um so ungezwungener schenkte er ihr seine Aufmerksamkeit, die eigentlich nur sein Wohlgefallen bezeigten, denn, beredete er sich auch auf einen Augenblick, er liebe sie wirklich, so zeigte es sich ihm doch schon im zweiten, es sey nur eine flüchtige Aufwallung gewesen. Die Stiefmutter, eine sehr verständige Frau, war gar nicht mit dieser Geschichte zufrieden. Sie machte Lisetten Vorstellungen, über ihr Unrecht den jungen Mann gewinnen zu wollen, da sie doch schon eieinen Andern versprochen. Die nasenweise Antwort welche sie erhielt, ließ sie schweigen. Sie hatte ihre eigne älteste Tochter ihrer Schwester übergeben um sie nicht von den Stieftöchtern verderben zu lassen, und Theodore erschien eben jetzt auch, um sich von den Aeltern etwas von

der

der Messe schenken zu lassen. Die schöne Kleine mit dem braunen seidnen Haar und den Veilchenblauen Augen, gab gar nicht auf den angebeteten Baron, den die Schwestern mit getheilten Hoffnungen in ihrem Herzen trugen, viel Achtung. Sie war zu sehr erfreut die Eltern und jüngern Geschwister, wohl auch die Herrlichkeiten der Stadt wiederzusehn, und das beschäftigte sie hinlänglich. Lisette konnte Theodore nicht leiden da diese, obwohl weit jünger als sie, und gänzlich anspruchlos, vielen Beifall fand. Der Baron wandte sich auch an Theodore, aber, diese überzeugt, er liebe die Braut eines Andern, war kurz und kalt und spröde, und das verdroß ihn. Er nahm, von Lisetten aufgereizt, ihren kleinen Muthwillen, ihren schelmischen Blick, für Spott und Hohn und ward ein wenig unartig gegen sie. Das ließ sie sich nicht gefallen und beide lebten in offner Fehde mit einander. Da schrieb der Bräutigam gar zärtlich, er werde in einigen Tagen erscheinen, und der Vater ermahnte Lisetten ihn wohl zu empfangen und das Kokettenspiel mit dem Baron, der doch nicht Ernst mache, zu lassen. Lisettens Eitelkeit ward durch diese Bemerkung tief gekränkt, und dazu der Alte der kommen sollte und den sie nun nicht mehr leiden konnte! Am Abend, als der Baron kam, ent-

sie ihm mit Thränen ihr grausames Schicksal und bat ihn sie zu retten. Er war zwar sehr gerührt, aber wußte doch kein Mittel sie zu erlösen. „Grausamer! rief sie in Thränen zerfließend; ich sehe leider! ich bin betrogen. Nun da ich Ihre Empfindungen theile, wollen Sie mich verlassen!" Der Baron fiel aus den Wolken. Jetzt aber ward es ihm klar, daß er geliebt werde und durch sein Betragen ihre Liebe erweckt habe. Er war zu rechtlich um nicht unzufrieden mit sich zu seyn, und doch machte ihm ihr Bekenntniß wieder Freude. Sich geliebt zu sehn und bis zu einem solchen Grade der ein Mädchen bewegen konnte ihm ihre Liebe zu gestehn, das schmeichelte doch zu sehr, um unempfindlich zu bleiben und so beredete er sich selbst, er liebe die zärtliche Schöne. Sie empfing seine Versicherung mit Entzücken und wohl wissend, daß nichts ihren Vater bewegen könne sein gegebenes Wort zu brechen, und vielleicht um allen Widersprüchen entgehend, die Sache schnell und gewiß zu entscheiden, machte sie ihm den Vorschlag er sollte sie entführen. Im ersten Feuer und bestürmt von der Geliebten, versprach der Baron alles, und eilte nun zu einem vertrauten Freunde ihn um Hülfe bei der Unternehmnng zu bitten. Wohl schüttelt dieser das Haupt und gab ihm so manches zu bedenken, hauptsächlich daß

ein Mädchen das so leicht den Eltern entläuft, auch den Mann wieder verlassen kann, aber der zärtliche Liebhaber obgleich er die Wahrheit der Bemerkungen anerkannte, wollte und konnte die Bedrängte nicht verlassen, und so ward dann endlich ausgemacht, daß Well statt seiner sie entführen, und er früher abgehen wolle, sie zu empfangen. Schnell traf er noch die nöthige Verabredung mit Lisetten und ging, nach einem förmlichen Abschied von ihren Eltern aus Vorsicht mit mehreren Reisenden ab. Bald trennte er sich von diesen und eilte auf ein entferntes Gut. Well wollte die Geliebte vor das Thor unbemerkt bringen, und sie einem sichern Vertrauten übergeben, der schon mit der Kutsche ihrer harrete. Lisette hatte ihre Kleider zusammen gepackt, und schlüpfte in der Dämmerung ungesehn glücklich aus dem Hause, da begegnete ihr Theodore welche von dem Bedienten der Tante begleitet, zu den Eltern kam. Auch dieser trug ein Päckchen. In der Angst besann sich Lisette auf eine Ausflucht. „Ach gut daß Du mit dem Johann kömmst. Er könnte mir den Gefallen thun und dieses Packet gleich zum Fräulein v. Wolf tragen. Es war Niemand da und so habe ich mich im Dunkeln selbst auf den Weg gemacht.“ Johann nahm das schwere Bündel und ging damit fort, Lisette ließ ihn eine Strecke ge-

hen, dann rief sie, „ich habe noch etwas vergessen, ich muß ihm nach,“ und weg war sie. Theodore stand indeß mit ihrem Packet ihrer harrend da, als ein Mann in einem Mantel gehüllt, ihr nahete und nach der Gegend deutete, in der Lisette verschwunden. „Kommen Sie nur geschwinde, es wird spät,“ flüsterte er. Theodore, ein wenig unbedachtsam und gänzlich unerfahren, meinte es sey Lisetten etwas begegnet und stürzte ihr nach bis zum Thore, welches ganz nahe war. Ausserhalb desselben wohnte das Fräulein. Der Fremde folgte ihr rasch. Erstaunt stand sie still und rief: „Ich sehe ja nichts!“ Well, die Kutsche meinend, versicherte sie müsse noch eine kleine Strecke gehen um sie zu finden und Theodore ließ sich gutwillg von ihm führen. Da stand eine Kutsche. Lisette! rief sie überrascht. Ganz recht, das ist die Losung. Steigen Sie nur ein, und ehe sie Zeit hatte, sich zu besinnen, hob er sie mit kräftigem Arm herein, klappte den Tritt auf, schloß die Thüre und der Kutscher jagte wie ein Besessener davon. „Um Gotteswillen, o um Gotteswillen! schrie die arme Gefangene, aber das Rasseln der Räder übertäubte ihr Geschrei und ein Mann der rückwärts saß, bat und flehete sie möge schweigen. Er meinte, sie schreie nur um des Anstandes willen so arg, und schob in

jede Pause die Versicherung, er wisse ja alles und um seinetwillen dürfe sie sich ja nicht genieren. Endlich brach sie in Thränen aus und er ließ sie weinen und machte es sich in einer Ecke der Kutsche bequem zum schlafen, voll stiller Verwunderung wie die Damen der vornehmen Welt sich so schön anstellen könnten, daß man meinen müsse es sey ihnen ein Ernst mit Geschrey und Thränen. Die Tante hatte spät beschlossen, Theodore noch einige Täge bei den Eltern zu lassen und frühe allein abzugehn. Der zurückkehrende Bediente brachte die Nachricht sie bis zum Hause geleitet zu haben, und bei den Aeltern glaubte man, sie sey mit der Tante abgereiset. Der Baron saß indeß auf seinem Gute und harrete der Kommenden. Er hatte Zeit gehabt die erste Hitze verfliegen zu lassen und die kältere Ueberlegung war ihm schwer aufs Herz gefallen, ihn belehrend, daß er einen dummen Streich gemacht habe. Er fühlte recht wohl, daß er Lisetten nicht liebte und weder Achtung noch Zutrauen ihr schenken konnte. Indeß, es war geschehn und er mußte sich in sein Schicksal ergeben. Stündlich erwartete er sie, da flog ein Bote über den Hof so schnell als das ermattete Pferd noch laufen konnte und eilte dem ihm entgegen kommenden Baron zu, einen Brief weit noch, ihm reichend. „Die

„Kutsche habe ich eingeholt; keuchte er athemlos. Nicht eine halbe Stunde so ist sie da.“ Schnell erbrach Frießberg das Siegel und las. „Denke „Dir nur meine Verlegenheit, theuerster Karl! „Ich kenne Deine Geliebte nicht, gehe aber nach „Deiner Anweisung und finde in der Dämme„rung ein Frauenzimmer mit einem Packet auf „dem Arme, nahe dem Chammschen Hause. „Ich führe sie fort, und — der Fall ist mir „neu, — so habe ich in der Beängstigung, daß „auch alles gut abläuft, nicht Acht auf ihr Reden „und ihr Thun. — Ich packe sie in den Wa„gen und höre sie schreien. Das fiel mir schwer „aufs Herz um Deinetwillen. Sollt es sie schon „gereuen, dachte ich, so bedaure ich meinen „Freund, denn nun ists nicht mehr zu ändern. „Ich kehre zurück zu der Stelle wo ich sie fand, „da rasselt eine Kutsche daher, hält vor der „Chammschen Hausthüre und man öffnet und „bringt Licht. Der Bräutigam steigt aus und „hebt ein Frauenzimmer mit einem großen Packet „heraus. Alles schreit: „Lisette! wo kömmst „du her? — Ja, ich gieng meinen Lieben da, „entgegen und begegnete ihm. — Aber das „Packet? Das muß ich in der Zerstreuung mit„genommen haben.“ Hi, hi, hi! lachte der „graue Bräutigam. Je, je die Bräute sind im„mer zerstreut. Das Schäfchen lief da vor dem

„Thore auf und nieder, und wie sie meinen „Wagen sah, kam sie näher und rief, „sind Sie's „denn endlich? Ich warte hier schon eine halbe „Stunde. Da erkanrte ich sie an der Stimme „und etwas dämmerich ist's auch noch und bin „voller Freude, ja voller Freude, daß mein „Lämmchen mich so liebt, und da am Thore auf „mich gepaßt hat. — „Siehst du Freund, das „habe ich alles so mit angehört und daraus er- „gibt sich's daß ich die Unrechte erwischt habe. „Ich hoffe mein Bote erreicht Dich früher als sie, „daß du doch vorbereitet bist: Rechne in allem „was du ferner beschliessest auf Deinen

Well."

Der Baron hatte wohl zehnmal den Brief gelesen und hielt ihn noch immer in der Hand die Augen starr auf ihn gerichtet. Endlich wekte ihn das ferne Rasseln einer Kutsche aus seiner Starrsucht. Wie ein Unsinniger lief er umher und spie Verwünschungen von sich, die er selbst noch nie gehört hatt. Der Bediente sprang ins Zimmer. „Gnädiger Herr! es kömmt Besuch, er ist schon da; aber Frießberg ergriff einen Stuhl, als wollte er ihn den am Kopf werfen für die unwillkommene Botschaft. Der Diener rennte eiligst davon voll Verwunderung, warum sein Herr sich so närrisch aufführe, und

als der Begleiter der angekommenen Dame den Baron zu sprechen verlangte, hatte er nicht das Herz diesen zu melden, sondern schob ihn in das Zimmer und reterirte. Frießberg erkannte in den Eingeschobenen den Vertrauten des Freundes und begrüßte ihn mit einem. „Himmel Kreuz! — — und einigen tausend Donnerwettern. Der ehrliche Mann sich bewußt, nichts versehn zu haben, protestirte laut gegen den undankbaren Empfang und betheuerte, wie auch die Dame bezeugen könne, daß er ungerührt ihre Klagen angehört und ihre Thränen habe fließen sehen, und daß er sich alle Mühe gegeben sie zu bewegen etwas Speise und Trank zu sich zu nehmen, aber vergebens. „Was hilft mir das Gewäsche" rief der Baron, es ist nicht die Rechte! — "Nicht die Rechte! nun sehn Sie, nun sehn Sie! Da muß der Böse mit im Spiele seyn. Ja geweint hat sie, daß man die Hände hätte in ihren Thränen baden können. Aber sie ist doch auch gar schön und noch gar jung. Ich meinte es wäre nun einerlei. Einmal ist sie da, und wie ich sage, wunderschön ist sie." Führe Sie herauf! rief der Baron etwas sanfter und suchte Angstvoll sich zu fassen. Er hörte sie kommen und gieng ihr beklommen entgegen. Eine schlanke niedliche Figur trat ins Zimmer und den Schleier zurückschlagend rief

sie im Tone des höchsten Erstaunens." Herr Baron! und er:" Theodore! Stumm standen sie einander gegenüber. Anstatt nach Entschuldigungen zu suchen und ihr das Ganze deutlich zu machen, rannte er nach dieser Entdeckung auf's neue auf und nieder und wünschte sich tod und vernichtet. Theodore brach in Thränen aus, und das machte ihn nur untröstlicher. Endlich legte sich sein Paroxismus und er nahete ihr wieder mit der dringenden Bitte ja nicht mehr zu weinen, denn ihre Thränen machten ihn völlig unsinnig. Man fieng denn doch an, sich gegenseitig zu erklären und die Wahrheit kam ans Tageslicht. Aber hier konnte Theodore doch nicht bleiben, und zum Glück besann sie sich auf eine Verwandte die in der Nähe seyn mußte. Bei dieser wollte sie bleiben, bis die Eltern Nachricht erhielten und sie abhohlten. Der Baron sandte zu der Dame, sie war aber auf einige Tage abwesend. Theodore senkte aufs neue, den schon ein wenig erheiterten Blick und der Baron tröstete vergebens. Endlich besiegte der natürliche Frohsinn der Jugend, den Kummer, und die unschuldige Kleine ergab sich in ihr Schicksal hier einige Tage zu weilen. Nicht ahnend, daß man üble Auslegungen von ihrem Hierseyn machen könne, versicherte sie Frießbergen, es sey ihr nur um die Sorge der Eltern

zu thun, um ihre Angst um sie. Da wußte er denn doch ein Beruhigungsmittel darin, daß diese sie wahrscheinlich bei der Tante glauben würden, und das tröstete sie wieder. Frühzeitig legte sie sich auf des Barons Zureden zu Bette, und hohlte den in der vorigen Nacht versäumten Schlaf, nun richtig nach. Am andern Morgen glänzten die Veilchenblauen Augen aufs neue wie leuchtende Sterne und die purpurfarben Lippen lächelten schon wieder ganz anmuthig. Der Baron konnte sich gar nicht satt an dem niedlichen Mädchen sehen, das unter den Blumen im Garten so leichtfertig umherhüpfte, und auch ihn nicht ungeneckt ließ. Mitunter, wenn sie vom Vater und der Mutter und der Tante sprach, ward das freundliche Gesichtchen wohl wieder ernst, doch nicht lange dauerte der kleine Tiefsinn. Nicht lange genoß Lisettens zärtlicher Bräutigam die Freude sie an seiner Seite zu sehn. Unter dem Vorwande schlafen zu gehen, entfernte sie sich und schlich aus dem Hause, hoffend die Kutsche harre ihrer gewiß jetzt, und der Kutscher habe sich nur vorhin verspätet. Ein junger Lieutenant der in allen Ehren in Theodorens Schelmgesichtchen verliebt war, kam gerade daher und blickte sehnsüchtig zu den Fenstern empor die seine Herzgeliebte umgaben. Lisette fand nichts natürlicher, als daß dieser Lauscher

der Freund ihres Freundes seyn müsse, der sie suche. „Sind sie es? lispelt sie leise, und mit Bestürzung und Entzücken gab er zur Antwort, ja ich bin es. „So lassen sie uns eilen! Und schon hing sie an seinem Arm. Der zärtliche Anbeter wußte zwar nicht wie er zu diesem Glücke kam, doch konnte ja Theodore seine Liebe errathen haben und sie erwiedern und jetzt. — — Eigentlich wußte er nicht was er sollte und wohin sie mit ihm ging, aber er hielt überhaupt nicht viel vom Nachdenken und ließ die Liebe walten. Sie liefen so still und stumm neben einander, aber keine Kutsche zeigte sich. Endlich, erblickte Lisette ein Fuhrwerk in der Ferne und beflügelte ihren Lauf. Der Kutscher hielt und fragte: Nun wirds bald? Hier bin ich schon, und im Nu war sie drinnen. „Ich danke Ihnen recht sehr für ihre Bemühung, mein Herr. Fahr zu Kutscher! Einer Bildsäule gleich blieb der erstarrte Lieutenant stehn, dann schickte er dem dahin rollenden Wagen einige Flüche nach. Er hatte ja gesehen daß noch jemand in der Kutsche war, und so hatte sie ihn zum Narren und ging mit einem andern davon. Er rannte zu einem Freunde seinem Zorne Luft zu machen. Dieser war bedenklicher. „Höre, war sein Rath;" ich dächte, Du gingest zu dem Vater des Fräuleins und erzähltest es ihm. Man kann dich mit

ihr gesehen haben und am Ende hält man Dich für den Entführer und setzt dich auf die Festung. Der Lieutenant ließ sich das nicht zweimal sagen, und als früh im Chamschen Hause die erste Nachfrage nach Lisetten geschah, war er schon da und berichtete die gestrige Entführungsgeschichte, wie einen Rapport, gerade, steif im militärischen Styl. „Das ist nicht möglich! rief der Vater. Theodore ist mit meiner Schwägerin abgereiset.“ Der Zeitungsträger blieb bei seinem Worte. Da verdoppelten sich die Nachforschungen nach Lisetten und sie ward vermißt. Das beruhigte den gekränkten Liebhaber. So war es ja nicht seine Angebetete die ihm den Streich gespielt hatte. Nichts von der Verzweiflung des armen Bräutigams. Die Eltern und Geschwister riethen gleich auf den Baron als den Entführer, und der Vater und einer der eben angekommenen Brüder, machten sich augenblicklich auf den Weg, und ihn auf seinem entferntesten Gute vermuthend, nahmen sie ihre Richtung dahin. Theodore ließ sich indeß von dem Baron auf d m Gute umherführen, und freute sich über alles was ihr neu war, und bewunderte es. Ihr süsser Blick und ihre holden Tändeleien besiegten die Unruhe in seinem Innern auf Augenblicke, aber immer wieder fiel es ihm heiß aufs Herz, was ihre Familie zu seinem Beginnen sagen würde.

Da hörten sie einen Wagen schnell nahen und Theodore entwich ins Nebenzimmer um hier nicht gesehen zu werden. Ein junger Offizier sprang zuerst heraus und flog stürmisch die Treppe herauf in das Zimmer des Barons, der ihn befremdet über sein schnelles Hereinstürzen entgegen kam. — „Sie sind der Baron von Frießberg? — „Ja, der bin ich. —" Nun wohl. Wir haben eine Ehrensache auszumachen. Sie entführten meine Schwester. Ich verlange Satisfaktion, denn sie entführten sie mit Gewalt ihrem Bräutigam. Die Ihrige kann sie nicht werden, sie ist einem Andern versprochen, aber ihre Ehre muß wieder hergestellt werden. Wählen Sie Degen oder Pistolen, und gleich auf der Stelle! — „Sie haben entsetzliche Eile Herr von Chamm. Erst eine nähere Erklärung. Ist Theodore schon Braut? — „Was hat diese dabei zu thun? Ich spreche von Lisetten die sie entführten. „Ich habe sie nicht entführt. Wüthender durch des Barons läugnen, ergriff der junge Chamm den Degen und rief ihn zu, sich zu vertheidigen. Theodore flog herzu. Sie ward von ihrem Bruder der sie seit den Kinderjahren uicht mehr gesehn, nicht erkannt, aber desto genauer wußte sie sich seiner zu entsinnen. „Um Gotteswillen! rief sie, was soll das? Der Erzürnte senkte den Degen

gen. Mein schönes Fräulein, trauen Sie diesem Manne nicht. Er entführte meine Schwester und wird auch Sie betrügen." Er entführte mich, nicht Lisetten! In dem Augenblicke trat der Vater ins Zimmer, aber Theodore konnte nicht zu ihm, denn noch blinkte die blanke Klinge drohend Frießbergen, der durchaus gegen ihren Bruder nicht fechten wollte und gerührt seine liebenswürdige Vertheidigerinn betrachtete, furchtlos als ob ihm gegenüber kein drohender Feind stände? „Theodore! rief der hocherstaunte Vater und bei dem Namen starrte der Bruder sie an, dunkel ahnend sie sey es. Der Baron nahte sich bittend, doch der schwer beleidigte Vater wandte sich ab von ihm. Sie verlezten das Gastrecht, sprach er strenge. — Wo ist Lisette? — „Ich weiß es nicht, versicherte der Baron. „O lassen Sie sich eine Erläuterung von mir geben, bat er." O bester Vater! rief Theodore, ihn umschlingend höre nur wie das so gekommen ist. „Wie bist du hiezukommen? riefen jezt Vater und Bruder und sie erzählte. Aber Lisette? — „Ja Lisette! Sieh lieber Vater! das ist doch nicht schön von ihr, daß sie mitgehn wollte. Wer konnte sie denn bereden wenn sie nicht wollte? — „Das ist nichts! Jzt komm Theodore! der Baron bat dringend die Nacht dazubleiben, aber vergebens. Es war dunkel und

fing heftig an zu regnen; aber die erzürnten Männer achteten nicht darauf und der Sohn versicherte dem Baron leise, es sey noch nicht vorbey. Kaum waren sie fort, als der Baron einspannen ließ, und ihnen nachfolgte, Unfälle für sie befürchtend bei dieser Finsterniß und dem fast grundlosen Wege. Die ermüdeten Pferde erreichten kaum noch ein Dorf, wo sie zu übernachten sich entschließen mußten. Das kleine Wirthshaus war ganz besetzt bei ihrer Ankunft von Umherziehenden mancherlei Art, denn die große Heerstraße führte durch diesen Ort. Die einzige Kammer war schon besetzt, und so mußten sie sich in ihr Schicksal ergeben, und in der Rauchstube Platz nehmen. Tiefsinnig mahlte Theodore mit des Wirthes Kreide, Figuren auf den Tisch, und dachte, sie wußte nicht warum? an ihren eben verlassenen neuen Freund. Da nahm an ihrer Seite ein Mann in einem Mantel gehüllt, Platz. Er hatte den Hut tief in die Augen gedrückt, und da es ohnehin finster genug war, konnte ihn Niemand erkennen. Sie rückte von ihm weg. „Fürchten sie nichts, flüsterte es leise ihr zu, und eine warme Hand ergriff die ihrige, welche auf ihrem Schooße, vom Tische verborgen ruhte.“ „Frießberg! entgegnete sie eben so leise und blickte in sein blitzendes Auge.“ Er schob das verrätherische Licht noch weiter weg, und wagte es die niedliche Hand zu küssen. Die dunkle rauchichte, berußte Stube, schien Beiden

ein Feenschloß, und sie lächelten sich zu, wenn die Andern laut über das elende Nest schimpften. So vergieng eine seelige Stunde, als der Dame in der Nebenkammer einfiel, noch etwas zu verlangen. Sie trat herein. „Frau Wirthinn —" Lisette! erscholl es von allen Seiten und einer Salzsäule gleich, erstarrte sie. Denn als der Vater und Bruder sie mit Fragen bestürmten, schickte sie eine gehörige Anzahl von Thränen voran und begann zu erzählen, wie sie den garstigen Alten zu meiden entflohen sey, und in dem Herrn der hier mit ihr, einen kräftigen Beschützer gefunden, der sie auf seine Güter mitnehmen und ehlichen wolle. Nun kam auch dieser edelmüthige Beschützer zum Vorschein und gab sich als einen ausländischen Gutsbesitzer zu erkennen den die Reitze der schönen Flüchtenden überwunden hatten. „Aber der Baron? fiel der Bruder ein. „Ja, sagte sie, verlegen durch die Gegenwart des neuen Liebhabers, ich bat den Baron mir zu der Flucht behüflich zu seyn, als ein Freund, denn sonst fand kein Verhältniß unter uns statt. Er muß es vergessen haben, und so kam ich in eine fremde Kutsche und als ich meinen Irrthum gewahr wurde, nahm sich dieser Herr meiner an." — Ich bin gerechtfertigt, sprach Frießberg hervortretend und zog den Hut, der sein Gesicht verborgen hatte." Ich danke Ihnen mein Fräulein, daß Sie meine Entschuldigung übernahmen. Das Schicksal wollte, daß ich statt ihrer, eine Andre entführte, und ich bitte den Vater mir sie auf immer zu lassen, so bin ich der glück-

glücklichste Sterbliche. Der Vater horchte bedenklich Lisettens Erzählung und dann der Bitte des Barons. Die Wirthinn deren Scharfblick nichts entging, stellte sich an seine Seite. „He! gnädiger Herr! sagen Sie nur ja und geben die gnädigen Fräuleins weg. Sie werden sie doch nicht erhüten Ihr Gnaden. Die Welt ist schon so, Ihr Gnaden" — Sonderbares Verlangen! sprach er endlich. Glauben Sie, daß Theodore sich entschließen wird, jemals die Ihrige werden zu wollen? — "O ja, gnädiger Herr! sprach die vermittelnde Wirthinn." Ihr Gnaden habens nur nicht gesehn. Da hinter den Tisch da haben sie sich in die Augen gesehen und zugewinkt und zugewispert, daß ich mein blaues Wunder sah, und mich nur über Ihr Gnaden erstaunte, daß Sie nichts merkten. — „ Theodore!" Erröthend und verlegen nahte die schöne Sünderin, und mit zärtlicher Besorgniß um sie, ergriff der Baron bittend des Vaters Hand. „Wenn sie es zufrieden ist, meinetwegen! Da küßte sie dankend die väterliche Hand und von der andern Seite umfing der neue Söhn den Vater und die Braut. Der Bruder war versöhnt. Am andern Tage reisete die ganze Gesellschaft mit einander ab und in wenig Wochen wurden zwei Hochzeiten im Chamschen Hause gefeiert. Die Wirthin bedankte sich auch höflich bei dem Vater daß er ihr zu Gefallen den Töchtern vergeben. Frießberg und Theodore genossen des Glückes das gleiche Liebe und gleiche Gesinnungen so reichlich gewähren.

III.

Irrthum und Aufklärung.

Erzählung aus der wirklichen Welt, von
L. Th. Becker.

III.

Irrthum und Aufklärung.

Erzählung aus der wirklichen Welt!

Noch hatte ich kaum das zwölfte Lebensjahr erreicht, als mein Vater starb. Augenblicklich verließ meine Mutter die Stadt und bezog ein Gut das fast vor dem Thore lag, und so, das ländliche Leben mit dem städtischen vereinte. Nicht die gänzliche Abgeschiedenheit, die den Landbewohner oft hindert mit dem Zeitgeist fortzugehen, hinderte sie, Theil an allem zu nehmen was Mode, Wissenschaft und das Treiben und Wirken der Menschen Neues hervorbrachte. Meine Eltern wären glücklicher gewesen, wenn meine Mutter weniger gefordert, und meines Vaters unbeschreibliche Anhänglichkeit für seinen Freund nicht diese Höhe erreicht hätte, der ihn nichts, ohne seine Meinung darüber zu wissen, unternehmen ließ. Sogar war die Gattinn Helldorfs meinem Vater einst sehr theuer gewesen, und er hatte diese Liebe dem Freunde zum Opfer

ge-

gebracht. So waren die Worte Beider ihm Orakelsprüche und meine Mutter haßte sie aus diesem Grunde herzlich, und ward auch von ihnen nicht geliebt. Hatte meine Mutter irgend eine neue Einrichtung, und wäre sie noch so geringfähig gewesen, in ihrer Haushaltung gemacht, so meinte der Vater, sie hätte doch erst Madame Helldorf darüber zu Rathe ziehen müssen. So war es natürlich, daß meine Mutter eilte aus ihrer Nähe zu kommen, besonders da Helldorf, der Vormund meiner Brüder, welche mehrere Jahre älter als ich, und der Meinige war. Kaum hatten wir uns in unsrer neuen Wohnung eingerichtet, als Helldorf, der ohnehin reich war, die Handlung seines Oheims in einer benachbarten großen Stadt erbte, und sogleich mit seiner Familie dahinzog. Das brachte uns aus aller Verbindung mit einander. Meine Brüder wurden auswärts erzogen und besuchten uns selten. Als ich heranwuchs, erfuhr ich, daß mein Vater und Helldorf eine Heirath mit Julius, dem ältesten Sohne dieses Mannes, und mir, beschloßen hatten, und zugleich auch die meines Bruders Conrad mit Julien Helldorf. Beide Verbindungen waren im Testamente meines Vaters benannt, und nur Helldorf hatte die Macht sie zu vernichten wenn etwa der gegenseitige Widerwillen der für ein-

ander Bestimmten, eine unglückliche Ehe befürchten ließ. Dies diente nicht dazu, meine Mutter, die uns zärtlich liebte, milder zu stimmen.

Eine ansteckende Krankheit raubte mir meine Mutter als ich noch nicht völlig achtzehn Jahre alt war. Meine Brüder waren auf Reisen, und so trug ich allein den bittern Schmerz ihres Verlustes. Nach einigen Wochen schrieb mir Herr Helldorf ganz kurz: er habe gesorgt, daß ich in der Stadt, in welcher er lebte, in einem anständigen Hause als Kostgängerinn angenommen werde, und nannte mir eine sichere Person, die mich zu ihm begleiten könne. Ich zögerte so lange als möglich mit der Abreise, endlich mußte ich mich doch in mein Schicksal ergeben, und zu dieser Familie, die ich, wie meine Mutter einst, haßte, reisen.

Wie glücklich hätte ich seyn können, sprach sie oft mit Thränen, wenn diese Menschen nicht gewesen wären. So war es natürlich, daß ich ihre Gesinnungen gegen sie annahm. Bei meiner Ankunft fand ich sie Alle am Theetische versammelt. Sie waren mir fremd, da ich nie zu ihnen gedurft hatte. Die Mutter saß mit der Würde der angesehenen Hausfrau und Mutter auf dem Sopha, und grüßte mich kalt, fremd höflich. Die Töchter erkannte ich unter dem

Hau=

Haufen junger Mädchen nur an dem Antheil den sie an den häußlichen Verrichtungen, wie, den Thee einzuschenken, oder etwas anzubieten, nahmen. Julie und Luzie waren sehr schön, aber kalt und zurückgezogen gegen mich, und desto herzlicher gegen ihre Freundinnen. Cölestine Elsner, ein junges, bezaubernd schönes Frauenzimmer, war unter diesen. Ich konnte nicht müde werden, sie zu beobachten, so liebenswürdig fand ich sie in jeder ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen Benehmen. Ich sollte noch heute zu Madame Löbig, da aber Herr Helldorf mich selbst begleiten sollte, mußte ich noch warten, bis es ihm seine Geschäfte erlaubten. Endlich erschien Julius. Die Mädchen flogen ihm entgegen mit Scherzen und Neckereien. Er zeichnete Cölestinen vor Allen durch die feinste Achtung aus. Dann nahete er seiner Mutter, welche flüchtig auf mich deutete, „Demoiselle Brandes". Er verbeugte sich kalt und ich stand auf, seinen Gruß zu erwiedern. Ich fand in ihm einen grossen schlanken jungen Mann, mit der interessantesten Gesichtsbildung, und ungeachtet aller meiner Vorurtheile gegen diese erzwungene Verbindung, verdroß mich seine Kälte, da ich doch wußte, was jedes hübsche Mädchen weiß, daß es gefallen kann, ja ich wußte sogar, daß ich einen Vergleich mit Cölestine

aus-

aushalten konnte. Aber wer kann für sein Herz, und das seinige war gewiß schon von dem liebenswürdigen Geschöpf eingenommen. Bald kam Herr Hellberg und begleitete mich zu meiner neuen Wohnung. Ich fand Madame Löbig die zuvorkommendste artigste Frau. Ein wenig zu freundlich, zu zuvorkommend schien sie mir wohl, so etwas das an Falschheit grenzt. Doch verwarf ich sogleich diese Bemerkung als unrichtig und als einen ungerechten Argwohn. Es waren in ihrem Hause noch mehrere Frauenzimmer, die, wie ich, ihrem Schutze und ihrer Pflege anempfohlen waren, und ihr sittlicher Ruf war der beste. Nach einigen Tagen sahe ich auch ihren Sohn, der nicht oft kommen durfte. Löbig war ein hübscher junger Mann. Er hatte die Handlung erlernt, und ging mit dem Gedanken um, sich selbst zu etabliren und eine reiche Frau schien ihm dazu erforderlich zu seyn, wie mir meine Mitkostgängerinnen berichteten. Er selbst, sowohl als seine Mutter, versicherten im Gegentheile, er sey völlig von Eigennutz frei, und werde nur nach seinem Herzen wählen. Wir sprachen zufällig von Cölestinen, und ich bemerkte daß sie hier nicht sehr geliebt wurde. Löbig behauptete, sie besitze einen ungeheuern Hochmuth, und das bestättigte die Mutter. Sie ist reich und völlig un-

unabhängig. Sie wußten nichts von meinen Verhältnissen zu dem jungen Helldorf, und versicherten Cölestine werde nur um Julius willen von der Familie so geachtet und geliebt. Das schien mir, nach meinen eignen Bemerkungen sehr richtig und wahrscheinlich. In der folgenden Woche ward ich von Helldorfs zum Thee gebeten, und Madame Löbich bemerkte, es wäre schon früher schicklich gewesen, mich einzuladen. Ich ging mit einem ziemlichen Herzklopfen hin, denn die Aufnahme bei meiner Ankunft hatte mir nicht viel Muth gegeben mich in diese Familie zu wagen. Mein Empfang war so kalt und doch so höflich, daß ich wieder das Recht verlohr mich zu beklagen. Selbst Julius zeigte mir bei der auffallendsten Kälte kein unehrerbietiges Betragen. Herr Helldorf sprach mit mir von meinem Vater mit großer Liebe, aber meine Mutter ward nicht erwähnt. Ich erfuhr die baldige Ankunft meiner Brüder in dieser Stadt, und das machte mir Freude Cölestine näherte sich mir ungezwungen und sprach freundlich mit mir; und Julius, der in unsrer Nähe war, schien sehr genau unser Gespräch zu beobachten. Auch Luzie, die jüngste der Töchter, näherte sich mir, nur nicht Julie, welche mich sichtbar mied. Löbich erschien um mich abzuhohlen und ich bemerkte, daß man gegen ihn noch kälter als

ge-

gegen mich war. Es schien mir so sonderbar. O! das ist zu wenig, es war mir schmerzlich, daß ich mich so zurückgestossen sah. Ich fühlte mich zu ihnen hingezogen, denn sie waren alle so rechtlich, so bieder, sie liebten einander so innig, und nur gegen mich allein waren sie kalt, höflich und verschlossen. Dieser Julius, an den ich sonst mit Zittern dachte, war der liebenswürdigste Jüngling, aber sein Herz gehörte einer Andern. Wie glücklich prieß ich Cölestinen, und warum, das gestand ich mir leise selbst nie, obgleich ich noch nach andern Beweggründen suchte sie glücklich zu preisen. Madame Löbich gewann mein Vertrauen. Sie gab mir völlig Recht, sie tadelte des Helldorfs Stolz und Uebermuth, und da sie es nicht über sich nahmen mich an öffentliche Orte mitzunehmen und mir einige Zerstreuungen zu geben, so erbot sie sich es selbst zu thun, und schon am folgenden Tage erfüllte sie ihr Versprechen, und von jetzt an, oft. Immer gesellte sich dann auch ihr Sohn zu uns, da aber ausser ihr noch eine andre Kostgängerin uns begleitete, konnte ich nichts dagegen einwenden. Bei einem solchen Spaziergange begegneten wir Julius mit seinen Schwestern. Sie schienen mit vornehmer Nachlässigkeit unsern Gruß zu erwiedern, und fast geringschätzig war der Blick, den Julius auf meinen

Be-

Begleiter warf, und der mich auch ein wenig traf. Madame Löbich äußerte ihren Verdruß laut, so auch ihr Sohn. Ich schwieg, aber tief fühlte ich dieses Betragen. Meine Brüder kamen an, und eilten sogleich zu mir. Die Freude sie wieder zu sehen, und so vortheilhaft verändert zu finden, entzückte mich. Konrad, der älteste, versicherte, Julie sey ihm zuwider und wäre sie schön wie ein Engel, und Otto prieß sich glücklich von solch einem Anmuthen befreit zu seyn. Wir beschlossen einen Spaziergang, um mit dem Genusse der Natur, auch den, des ungestörten Beisammenseyns, zu verbinden. Ich führte sie einen Weg, der zu einem schönen Lustorte führte, der seiner herrlichen Lage wegen von Jedermann geliebt wird. Kaum waren wir da, als auch die Helldorfische Familie, die einen kürzern Weg gewählt hatte, hier erschien. Cölestine war mit ihnen. Ich stellte meine Brüder vor, dann wählten wir uns einen Sitz der nicht fern von jener Gesellschaft entfernt war. Conrad betrachtete Cölestine ohne Aufhören und rief immer leise: „welch ein göttliches Geschöpf!" Otto gefiel die lebhafte Luzie, die er ein kleines liebenswürdiges Wesen nannte. Löbich kam auch, und gab sich Mühe mich zu unterhalten, da meine Brüder anderweitig beschäftigt seien. Ich war, aus

Dank-

Dankbarkeit für die Gefälligkeiten seiner Mutter für mich, freundlich gegen ihn. Desto finstrer waren die Blicke die ich zuweilen von Julius erhielt und welche ich der Eifersucht über die auffallende Aufmerksamkeit meines Bruders gegen Cölestinen zuschrieb. Otto, der am unbefangendsten seyn konnte, näherte sich freimüthig und redete Madam Helldorf an, die das Gespräch ziemlich gütig fortsetzte. Nun hatte er auch das Recht mit den Töchtern zu sprechen und unterhielt die Mädchen ganz fröhlich. Nur Julie ließ sich nicht herab, ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Ich betrachtete sie heute genauer, um ihr Betragen gegen Conrad zu beobachten und konnte mich der Vermuthung nicht erwehren, daß ihr Herz auf eine empfindliche Art verwundet seyn müsse, um diese Bitterkeit angenommen zu haben. Sie behandelte mich heute fast verächtlich so wie ihr Bruder es that. Immer deutlicher gab mir mit jedem Tage Löbich seine Liebe zu erkennen, die ich unmöglich erwiedern konnte. Ich fühlte mit Schrecken daß mir der beleidigende, kalte Mensch, der mich zurückstieß, theuer war. Nicht um die Welt hätte ich Löbich Hoffnungen geben können, das hinderte ihn aber nicht, mich zu bestürmen und seine Mutter unterstützte ihn nicht undeut-

lich. Sie hatten durch meine Brüder erfahren, daß wir reich wären und ermunterten mich täglich nur nicht von Helldorfs Eigensinne einen Gatten aufdringen zu lassen, sondern selbst zu wählen. Meine Brüder gingen auf einige Zeit in unsre Vaterstadt zurück, und erst in ihrer Abwesenheit erklärte mir Löbich seine Liebe. Ich wollte nicht mehr öffentlich mit ihm erscheinen, aber seine Mutter beruhigte mich durch die Versicherung, es kenne Niemand seine Liebe, und es könne auch nicht auffallen, ihn in meiner Gesellschaft zu sehen, da es ja bekannt wäre, daß ich bei ihr wohne, und ihr Ruf der Beste sey. Eines Tages drangen beide so sehr in mich, mein Jawort zu geben, daß ich fester und bestimmter als jemals versicherte, das werde nie geschehen. Ich sah in Löbichs Blicken ein Feuer aufblitzen das mich erschreckte, doch schwieg er und auch seine Mutter. So vergingen einige Tage, als Madame Löbich mich ersuchte, sie zum Förster eines Gutes zu begleiten, wo sie etwas zu besorgen habe. Ich willigte sogleich ein. Gleich nach dem Mittagessen, ging sie mit einer Freundinn fort um eines Geschäfts willen. Noch war sie nicht lange fort, als ihr Sohn kam, und mir sagte, er habe den Befehl mich bis zum Thore zu begleiten, wo sie meiner

schon

schon harre. Seine Begleitung war mir höchst unangenehm, doch konnte ich es nicht ändern, und ging mit ihm, aber weder vor dem Thore noch in der Nähe desselben, konnte ich Madame Löbich erblicken. Er versicherte, sie werde mit ihrer Gefährtinn schon voran gegangen seyn, und ich folgte fast mechanisch, denn meine Gedanken waren mit dem gestrigen Tage beschäftiget, der mir eine bittre Rückerinnerung an Julius gab. Ich hatte ihn gesehen und von ihm einen so nachlässigen achtungslosen Gruß erhalten, daß meine Augen sich mit schmerzlichen Thränen füllten. So giengen wir immer weiter ohne zu sprechen, bis tief in eine Waldumschlossene Gegend. Ein Häuschen stand da, einsam und verlassen, und dieses betraten wir. Ein Mann, der eben nicht sehr ehrlich aussahe, war darinn, und auf Löbich's Frage nach seiner Mutter, meinte er, sie werde den andern Weg gegangen seyn und gewiß bald kommen. Ich ging arglos eine Treppe hinan und in ein Zimmer. Kaum waren wir darin, als Löbich mir seine Liebe erklärte und betheuerte, ich müsse Sein werden. Ich erschrack tödlich über seinen Antrag und seine Hitze, und suchte ihn mit sanften Worten zurückzuweisen. Er schwur aber, er gebe mir nur eine Viertelstunde Bedenkzeit.

Willige ich ein, so wolle er mich augenblicklich zurückführen, wenn aber nicht, so stehe er für nichts. Und ohnehin fügte er höhnend hinzu: war ich immer Ihr Begleiter, auch jetzt hieher folgten Sie mir durch die Stadt bis in diese Einsamkeit, so wird Niemand durch diese Neuigkeit überrascht. „Elender! rief ich heftig, lokten Sie mich nicht durch niedrige Kunstgriffe her? „O! erwiederte er, seyn Sie ausser Sorgen. Entführungen sind lange aus der Mode. Die Damen folgen jetzt gutwillig und man wird es Ihnen nicht verdenken, daß Sie mir folgten. „Itzt ist's genug, rief ich voll Abscheu und eilte der Thüre zu, aber er kam mir zuvor und warf sie ins Schloß. „Besinnen Sie sich Hermine, Sie sind in meiner Gewalt, und sollte ich Sie wochenlang verbergen müssen. Meine Mutter wird Ihre Abwesenheit nicht laut werden lassen, und wer wird Sie suchen wenn sie nicht vermißt werden? Er umfaßte mich, ich schleuderte ihn aber zurück, mit einer Kraft, die ich mir nie zugetraut hätte. Er lachte, ich weinte, dann beschwur er mich wieder auf seinen Knieen, und so vergingen einige entsetzliche Stunden. Endlich verließ er mich wüthend, und ich hörte ihn dem Manne sagen, er solle mich wohl bewahren, er werde mit der Morgen-

ro-

röthe wieder da seyn. Also wohl noch wenig Stunden. Ich untersuchte das Schloß, das Fenster, Alles war fest und verwahrt, und in tödlicher Angst sank ich auf den Stuhl und rang verzweifelnd die Hände. Ich konnte mein Schnupftuch auswinden, so naß war es von meinen Thränen. Endlich ermannte ich mich wieder und horchte am Fenster, an der Thüre, ob nicht vielleicht mein Kerkermeister in der Nähe sey. Endlich hörte ich eine weibliche Stimme. Sogleich rief und klopfte ich aus Leibeskräften. Der Mann verbot ihr, auf meinen Lerm zu achten, aber die weibliche Neugier siegte. Sie versicherte, sie wolle nur hören, warum ich so tobte und kam an die Thüre mich auszufragen. Ich versprach ihr leise eine große Summe Geldes, wenn sie mich herausließe. Das konnte sie nicht, da ihr Herr, (es war die Magd mit der ich sprach) den Schlüssel hatte. Wir hielten durch das Schlüsselloch Rath, und beschloßen, ihn trunken zu machen, um diesen zu erhalten. Ich versprach ihr, eine Scheibe zu zerbrechen und Geld herab zu werfen, um Brandwein zu holen. Aber unser Plan scheiterte, da er dem Mädchen, welche vorgab, sie wolle mir aus einer Dorfschenke etwas zu essen hohlen, sagte: sie könne mir nichts geben, er habe den

Schlüs-

Schlüssel nicht, der Herr habe ihn mitgenommen. Sie war bald mit dieser betrübten Nachricht an der Thüre. Ich versprach ihr noch mehr, wenn sie sogleich in die Stadt gienge, nannte ihr Helldorfs und die Straße, in der sie wohnten, und ließ den Vater um schleunige Hülfe bitten. Das Mädchen war beherzt und gutmüthig.

Sie ließ den Mann, welcher schlummerte, in der Meinung, sie habe noch Geschäfte bei der Kuh oder Ziege, und lief eilig de Stadt zu. Ich wartete indeß mit Todesangst ihrer Rückkehr, und jede Minute schien mir eine qualvolle Ewigkeit. Endlich höre ich das Rasseln einer Kutsche, sie hält in einiger Entfernung, weil sie nahe dem Häuschen nicht Raum genug findet, um uwenden; ich höre männliche Tritte und zitterte vor Erwartung und Angst, es könne auch Löbich seyn. Nun traten sie ins Haus, und ich unterschied Helldorfs Stimme, der dem Manne unten gebot, augenblicklich aufzuschließen. Er schwur, er habe den Schlüssel nicht, da erkannte ich Julius der nach der Axt rief. Im Nu waren sie Oben und die Thüre gesprengt. Das Mädchen leuchtete. „Hm, Hm! je, je! sprach Herr Helldorf, ich dacht's doch gleich die Hermine wird's seyn, wird sich haben fangen

gen lassen. Freude, Beschämung, Verwirrung, machten mich sprachlos. Auch Julius schwieg, nur das Mädchen bezeigte lachend ihre Freude. Ich gebot ihr, am andern Tage zu Helldorf zu kommen und wir giengen. Aber meine Knie sanken fast zusammen, so sehr hatte mich die namenlose Pein dieses entsetzlichen Tages angegriffen. Ey mein Gott! rief Herr Helldorf, Kind! Sie können ja nicht bis zur Kutsche gehn. Julius faßte meinen Arm, er mußte mich aber fast tragen. Im Rückwege begann Herr Helldorf ein strenges Examen über alle Veranlassungen die ich Löbich zu einem solchen Unternehmen gegeben, und über sein Betragen gegen mich. Ich antwortete der Wahrheit gemäß, und suchte auch meine Fehler nicht zu entschuldigen. Im Hinwege hatte er schon das Mädchen ins Verhör genommen, welches, ohne daß ich es wußte, bei meiner Ankunft mit Löbich dagewesen und an der Thür gelauscht hatte. Alles hatte sie nicht verstehn können, doch hatte sie mir das Zeugniß gegeben, daß ich mich wie eine Heldin bewiesen und ihn endlich zur Flucht gezwungen habe. Anfänglich hatten die guten Leute, als das Mädchen erschienen war, und sie um alles in der Welt gebeten, eine schöne junge vornehme Dame die eingesperrt

sey, zu befreien, nicht begreifen können, wer es seyn könne, doch augenblicklich einzuspannen befohlen. Eine Beschreibung meiner Person ließ sie endlich die Wahrheit ahnen, nur wußten sie nicht, da sie gewiß voraussezten ich theile Löbichs Empfindungen, wie ich zu solch einer Gefangenschaft käme. Herrn Helldorf schien viel darum zu thun, den Antheil zu wissen, den Madame Löbich an der Niederträchtigkeit ihres Sohnes habe. Ich konnte sie nach meinem Gefühl nicht ganz frei sprechen, und er war meiner Meinung. Er erzählte mir, er habe vor einiger Zeit selbst Gelegenheit gehabt, den entschiedenen Unwerth dieses Menschen einzusehn, doch aber die Mutter, welche sich von jedem Antheil an des Sohnes schlechten Handlungen losgemacht, nicht um die Achtung der Welt und dadurch um ihren Unterhalt zu bringen, selbst freigesprochen und mich ihr mit Vertrauen übergeben. Luzie und Cölestine kamen uns entgegen und führten mich freundlich in ein Zimmer welches man schon für mich bereitet hatte. Ich mußte mich gleich zu Bette legen, doch fand Madame Helldorf, die mich noch besuchte, es für nöthig, einen Arzt hohlen zu lassen, den man sagte, ich hätte eine ausserordentliche Gemüthsbewegung gehabt. Ich schlief wenig. Immer fuhr ich voll Schrecken

aus

aus dem Schlummer auf, und sahe dann meine liebenswürdigen Wärterinnen, welche bei mir wachten, an meiner Seite. Ich mußte einige Tage zu Bette bleiben, so krank war ich. Die Rückerinnerung erregte in mir ein unaufhörliches Entsetzen, und das machte mich krank. Da erschien plötzlich Otto bei mir. Er war mit einigen Bekannten hergereiset und hatte mich bei Löbichs gesucht. Dort hatten sie ihm nur gesagt, ich wäre bei meinem Vormund und er flog zu mir. Sein Betragen gegen Herrn Helldorf war das offenste, herzlichste, von der Welt, und der gute Mann liebte ihn auch wie einen Sohn. Seine beredten Blicke sagten Luzien, so viel als Worte nur erklären können, und er vertrauete mir, daß er sie liebe, und bat mich, ihn ein wenig in Erinnerung zu bringen während seiner Abwesenheit. Ich versicherte ihm, das schiene mir unnöthig, denn mir blieb kein Zweifel, daß Luzie seine Liebe erwiedere. Dann entdeckte er mir, daß Madame Löbich diese Familie Conraden mit den schwärzesten Farben dargestellt habe, und Cölestinen zur niedrigsten Coquette herabwürdige. So kam auch Conrad nicht mit ihm, und Beide giengen am andern Tage wieder ab. Herr Helldorf hatte meinetwegen mit der Löbich eine sehr ernste Unterre-

dung

dung gehabt. Sie hatte sich, wie gewöhnlich, von jedem Antheil an ihres Sohnes schändlicher Handlung losgesagt, aber versichert, ich habe ihn durch Künste an mich gezogen und nachher, da er mich geliebt, ihn zurück gestoßen. Auch vermuthete sie, ich liebte einen Andern, und wahrscheinlich in meiner Vaterstadt. Julius der dabei war, schwieg wie immer gänzlich. Das zurückhaltende Betragen des Vaters wie des Sohnes, war mir zu schmerzlich, um nicht gegen Luzien, die mich schwesterlich liebte, mich darüber zu beklagen. Sie versprach, mir etwas zu entdecken und hielt Wort. Löbich ward vor zwei Jahren zufällig mit Julien bekannt. Er drängte sich an sie und es gelang ihm ihr Herz einzunehmen. Die Tochter einer angesehenen Familie zur Frau zu bekommen, und mit ihrem Vermögen sein Fortkommen zu gründen, war wohl immer sein Plan. Da sieht er Cölestinen, die weit reicher, weit schöner und völlig unabhängig ihm eine wünschenswerthe Parthie scheint. Er versucht es, sich auch in ihr Herz zu schleichen, giebt aber Julien darum noch nicht auf, um, wenn es hier fehlgeht, doch dort entschädigt zu werden. Cölestine durchschaut den Bösewicht. Sie warnt Julien, sie überzeugt sie endlich von seiner elen-

den

den Denkart, aber Julie fühlt Haß und Neid gegen Cölestinen. Julie haßte mich, weil sie sah, wie Löbich sich um mich bewarb, und der sichtbare Vorzug den Conrad Cölestinen vor ihr einräumte, beleidigte sie aufs höchste. Sie entdeckte dem Vater, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Cölestine Julius liebe. Was wollte sie damit? Wollte sie damit bloß Conrads Glück zerstören, oder ahnete sie mein Gefühl für Julius und wollte uns beiden Geschwistern schaden? Der Vater hat dem Sohne nur gesagt, er sey von Cölestins Liebe gegen ihn überzeugt und ich gebe einen Andern den Vorzug. So kann die Liebe ein Herz veredeln und verschönern, so aber auch wenn sie sich getäuscht und betrogen sieht, die Schöpferin der niedrigsten Handlungen werden. Ob aber Julius und Cölestine sich liebten, das war noch ein Räthsel, das unergründlich schien. Ich blieb noch im Hause, bis Helldorfs eine anständige Familie ausmittelten, unter deren Schutz ich sichrer stand, als bei Madame Löbich. Julius speisete nicht zu Hause, und kam nie in das Zimmer in welchem Cölestine, die täglich da war, Luzie und ich, uns aufhielten. Julie blieb für sich, so sah ich ihn nur selten und nur auf Minuten.

Conrad bekam eine Anstellung in dieser

Stadt

Stadt, und kam mit Otto. Es mußte ihm peinlich seyn, Cölestinen als die Braut eines Andern zu sehn, und Julien Hoffnungen zu geben, die er nie erfüllen konnte, und die sie leicht ziehen konnte, wenn er ihr Elterliches Haus besuchte. So blieb er ganz weg, und Otto übernahm es, sich für ihn einladen zu lassen und mich täglich zu besuchen. Alle liebten ihn herzlich, und sein Frohsinn und seine heitre Laune gefielen selbst der ernsten Mutter und zwungen ihr ein Lächeln ab. Aber Herrn Helldorf schien Conrads gänzliches Ausbleiben sehr empfindlich zu seyn. Cölestine hatte mit ihrer Tante eine kleine Reise unternommen; das schrieb ich ihm, und daß Julie sich fast nie bei mir zeige. Er möchte doch, bat ich, Herrn Helldorf und mich besuchen. Er kam wirklich, aber der Zufall fügte es so, daß es gerade heute Julien einfallen mußte, auch in dem Zimmer in welchem ich war, sich aufzuhalten.

Mein Bruder behandelte sie, vielleicht absichtlich, gleichgültig und sie, dadurch gereizt, ward bitter und beleidigend. Zum Ueberfluß kam auch Cölestine die durch eine Veranlassung früher zurückgekommen war, zu mir, und seine zärtliche Achtung für sie, sein gänzliches Vegessen aller Gegenstände die sie umgaben, mußte

Ju-

Julien noch mehr beleidigen. Ich war wie auf Dornen, und suchte durch verdoppelte Aufmerksamkeit gegen sie, meines Bruders Unart zu verbessern, aber ihre Wuth war zu groß, so daß sie sich nicht scheute, ungezogen gegen mich zu seyn. Sie verließ uns, beklagte sich bei ihrer Mutter und ihrem Bruder, bitter über Conrad. Julius, auch ein Hitzkopf der gleich Feuer fing, kam sogleich, als habe er etwas mit Luzien auszumachen, ich bemerkte aber, daß er mit funkelnden Blicken meinen Bruder beobachtete. Eifersucht, dachte ich. Julie kam auch wieder, und zufällig vergaß sich Konrad in der Wärme des Gespräches mit Cölestinen so, daß er Julien fast den Rücken zuwandte. Julius fragte ihn unfreundlich, ob es Sitte sey, sich so vor eine Dame zu setzen? Conrad entschuldigte sich und bat um Verzeihung, aber Julie sagte: „Herr Brandes hat sich schon weit unschicklicher heute gegen mich betragen. Das war eine offenbare Unwahrheit, doch schwieg mein Bruder, und ich sahe sie mit Erstaunen an. Cölestine erröthete für sie, und Luzie stand immer in Begriff etwas zu sagen, schwieg aber wieder. Julius ging zu Conrad, faßte seinen Arm und flüsterte ihm leise einige Worte zu. Ich sah den Zorn in meines Bruders Augen blitzen. Er sprang

sprang auf, verbeugte sich gegen Cölestine und Luzien achtungsvoll, aber desto nachlässiger gegen Julien. Das schien Julius Zorn zu erhöhen, und Beide gingen. Mit höhnischem Lachen erhob sich Julie, und verließ auch das Zimmer. Erstaunt und verwirrt blieben wir drei zurück. „Um Gotteswillen! rief Cölestine plötzlich erblassend, es wird doch nicht, — sie werden doch nicht — ein Duell! — sie konnte nicht vollenden. Ich schrie auch vor Entsetzen, ich flog in ihre Arme. O Cölestine! ich beschwöre Dich, eile zu Julius! er wird Dir zu Liebe sein grausames Vorhaben aufgeben. O, mein armer, armer Bruder! Luzie stürzte fort. Cölestine schüttelte den Kopf. Ach! Hermine! du kennst ihn nicht, du kennst die Männer nicht, wenn ihr höchstes, die Ehre beleidigt scheint. Und Conrad giebt eben so wenig nach — Wir liefen hin und her und beschlossen endlich, sie aufzusuchen, und so beherzt hatte die Angst uns gemacht, wir wollten uns zwischen die Kämpfenden stellen. Luzie suchte indeß vergebens den Bruder und kam dazwischen zu uns gelaufen, uns Bericht zu erstatten, daß er noch nicht da sey. Endlich nach einer Stunde hatte sie heraus gebracht, daß man ihn allein auf dem Wege in den Forst gesehen hatte. Cölestine und

ich

ich waren sogleich entschlossen dahin zu gehn, und Luzie mußte da bleiben, um im Nothfalle die Eltern zu Hülfe zu nehmen. Unsre Anstalten waren ziemlich sonderbar, aber die Angst hatte uns betäubt. Wir liefen eiligst den Fußpfad und bei jedem Geräusch fuhren wir zusammen, weil wir sie schon fechtend zu finden vermutheten. Nicht lange, so stießen wir auf Löbich, der mit zwei seiner Freunde uns begegnete. Der Anblick der entsetzlichsten Klapperschlange hätte mich nicht so erschreckt, als der Seinige. Ich fuhr einige Schritte zurück, und zitterte. Er fragte hämisch, welches Abentheuer wir hier allein suchten? und erbot sich, uns zu begleiten. Cölestine faßte sich und fragte, ob er meinem Bruder nicht begegnet sey? Er sagte Nein, und faßte zudringlich meinen Arm. Ich machte mich los, er folgte mir aber, froh mich anblickend. Sein Hut stand ihm quer auf dem Kopfe, und ich sahe, daß er einen Rausch hatte. Voll Entsetzen schrie ich laut auf, in demselben Augenblicke hörten wir rasche Tritte, und Julius stand vor uns. Er riß Löbichen von meiner Seite und erhub den Stock gegen ihn, doch dieser wartete die Erfüllung der Drohung nicht ab, sondern machte, daß er davonkam. Blaß und zitternd stand ich da, und suchte Worte,

te, ihn zu bitten, sich mit meinem Bruder zu versöhnen. Endlich gelang es mir, ihm mein Anliegen vorzutragen, ein Strom von Thränen stürzte aus meinen Augen und vollendete meine Bitte. Er faßte voll Theilnahme meinen Arm, und mich nach Hause führend, betheuerte er mir, ich dürfe nichts für meinen Bruder fürchten. Cölestine versicherte ihm, daß Conrad durchaus Julien nicht beleidigt habe, und wiederhohlte ihm fast alles Gesprochene, doch schien ihn das nicht ganz zu besänftigen, obgleich er mir immer betheuerte, ich hätte nichts zu fürchten. Wir gingen langsam. Am Ausgange des Forstes erreichten uns meine Brüder, die hinter uns desselben Weges gegangen. Der Zufall hatte sie in das kleine Haus geführt, in welchem ich gefangen war. Conrad wollte seinem Zorne auf einem weiten Spaziergange, Luft machen, und Otto begleitete ihn. Hitzig bemächtigte sich Konrad meines Armes. „Ich habe sonderbare Dinge heute erfahren müssen, warum Du sie mir aber verschwiegen, weiß ich nicht. „Was ist's denn? fragte ich angstvoll. Hier erzählte Otto meine ganze Entführungsgeschichte, die wir ihnen, auf Herrn Helldorfs Anrathen, der es klüger fand, alles zu unterdrücken, bisher verschwiegen hatten.

Eben

Eben hatte das Mädchen sie ihnen mit allen Umständen erzählt, so daß sie außer Zweifel über die Gewißheit ihrer Aussage waren. Cölestine antwortete statt meiner, daß man solchen Brausköpfen nicht alles sagen dürfe, das Unheil dürfte sonst noch größer werden. Vielleicht, sprach Julius, bin auch ich zu übereilend zu aufbrausend heute gewesen. Ist es so, Conrad? — Conrad schwieg und betrachtete ihn mit finstern Blicken. Die tödlichste Eifersucht brannte in ihm, denn liebte er nicht Cölestinen? „O liebster Bruder! rief ich.“ — Du weißt nicht Hermine was du willst, sagte er endlich. Und überhaupt, was läßt sich über diesen allzuzarten Punkt sprechen? Ich müßte ja sagen; Julius, greif in Deinen eignen Busen! — Julius blickte ihn groß an. „Wenn hätte ich jemals die Achtung gegen Herminen aus den Augen gesetzt?“ Das ist es auch nicht, aber — ich wiederhohle es. — Cölestine faßte Conrads Arm. Kommen Sie. Lassen wir alle Erklärungen die das Uebel ärger machen. Ich will mich unterstehn Ihnen Sanftmuth zu predigen. O Cölestine! rief er, Sie sind ein Engel, aber wer kann die Güte eines Engels erreichen? — Julius lächelte über den Ton der Begeisterung mit dem er sprach, biß sich aber

in die Lippen, um ihn nicht zu reizen. Nun war ich mit Julius allein. Wir giengen anfangs stumm neben einander, und er sann wie es schien, den Worten meines Bruders nach. Plötzlich stand er still als wir nahe dem Ausgange des Forstes waren. „Jetzt ist mir alles klar, sprach er. Ich bin völlig überzeugt von Conrads Liebe für Cölestinen, die ich bisher nur ahnete. Er sieht mich und Julien für Hindernisse an, die seinem Glücke im Wege stehen. Aber er irrt. Ich bin weit entfernt, ihm meine Schwester aufdringen zu wollen. Aber Cölestine — kennen Sie ihre Neigung? — „Sie fragen viel, sprach ich. Das sollten Sie ja besser wissen. „Ich! rief er verwundert. Wie lassen sich die geheimsten Gedanken eines so verständigen Mädchens, das wie Cölestine, beständig auf seiner Hut ist, erforschen? Liebte sie ihren Bruder, so wäre ja jedes Hinderniß besiegt. Wird denn die Schwester nicht schon geforscht haben? — Nein, in Wahrheit nicht, denn ich glaubte eine andere Neigung fesselte Cölestinens Herz. — Eine andere Neigung? — Tiefsinnig gieng er, und fragte nicht weiter. Meine Gedanken und Empfindungen durchkreuzten sich. Mit einem mahle standen die Beiden wieder vor uns und aus Conrads Blicken leuchtete der Himmel, Cö-

lestine,

lestine aber senkte das schöne Auge. Er reichte Julius die Hand, welche dieser herzlich faßte und ihn errathend betrachtete. Plötzlich fiel er ihm um den Hals und die Versöhnung war ohne Worte geschlossen. Geh' nun, sprach Julius, geh zu meinem Vater. Sey wahr und offen wie er es ist, und du bist der Erfüllung deiner Wünsche gewiß. Nun waren wir wieder allein. Wenn doch, sprach er auch mein Wunsch erreicht werden könnte, aber das ist wohl nicht möglich. Herrmine! Ich war noch so betäubt von dem schnellen Wechsel, daß ich nicht fähig war, meine Gedanken zu ordnen. Aber, fuhr er fort, es könnte ja auch ein Irthum seyn! O entscheiden Sie, entscheiden Sie schnell über das Loos meines Lebens. Seine Blicke näßten sich, seine Stimme war weich und bebend. Mich durchdrangen Wehmuth, Liebe, Verwirrung. Ach! sprach ich, und verstummte. „Hermine! rief er mit tieferen Schmerz haben Sie nur ein bedauerndes Ach! für mich, so bin ich der unglücklichste der Menschen! „O, sprechen Sie Hermine! O, sprich mein Urtheil mildes, geliebtes Mädchen! Nur ein Wort laß mich hören das entscheidet! Ich strebte vergebens das Wort auszusprechen, das mein Herz mit lauten Schlägen nannte. Angst und Verwirrung versiegelten meine Lippen. Er wendete sich ab und blickte schmerzlich zum Himmel empor. Ich gieng einige Schritte unwissend was ich that, dieser Qual zu entrinnen. Er mußte glauben ich wolle fort, um seiner

Liebe zu entfliehn, und schnell gieng er, den Hut tief in die Stirne gedrückt, stumm und zürnend. Ich hätte jeden Augenblick an seine Brust sinken mögen um ihn zu versöhnen, aber ich konnte mein Gefühl nicht überwinden. Endlich, nahe an der Stadt, faßte ich den Muth zu sprechen. Warum eilen wir denn so? fragte ich, und gewiß im freundlichsten Ton. Er faßte meinen Arm, denn bisher ging ich allein, und fragte theilnehmend ob ich müde sey? Dieser Uebergang vom Zorn zur zartesten Theilnahme erweichte mein Herz gewaltsam. Wir können ja sprach ich, und verbarg meine Thränen, auf jener Bank ruhen. Es war mir als müßte ich Zeit gewinnen. Er führte mich dahin, wir setzten uns, und er ziemlich fern von mir. Ich sah ihn mit verfinsterten Blick in die Ferne blicken und reichte ihm die Hand. Er faßte und küßte sie. Hermine Sie sind so gut, o so gut! Sie wollen den Unglücklichen dem Sie ihr Herz nicht geben können, durch ihre Güte trösten. Nein sprach ich, mich gewaltsam ermannend, verkennen Sie nicht länger die Empfindungen meines Herzens für Sie. Herrmine! rief er heftig, und Hoffnung, das höchste Entzücken endlich mahlte sich in seinen Zügen, in seinen Blicken. Er umfaßte mich und fragte leiser fast ungewiß, bist Du mein? Ich bin die Ihrige sprach ich beherzt, aber Thränen flossen über meine Wangen. Da umschlangen mich sein Arm. Er zog mich an seine stürmisch schlagende Brust und küßte die Versicherung meiner Liebe von meinen Lippen.

IV.

Martin und Suse,

oder

der Berggeist des Karstes.

Eine romantische Erzählung.

IV.

Martin und Suse,
oder
der Berggeist des Karstes.

Eine romantische Erzählung.

Der Führer.

Vor mehr als tausend Jahren berief der König der Geister seinen Liebling Porphyrio zu sich. „Begib dich auf die Erde!“ sprach er zu ihm, „ich habe dich zum Führer eines Knaben bestimmt, der in einem großen Reiche des Orients geboren ward, zwar geringer Abkunft, doch soll durch ihn Großes geschehen, ob zum Guten oder Bösen, — dieß wird die Anwendung seiner nicht gemeinen Fähigkeiten bestimmen. Unsichtbar wirst du seine Neigungen leiten, und von zehn zu zehn Jahren — nach der Zeitrechnung jener menschlichen Ephemeren — mir über den Fortgang deiner Bemühungen Bericht erstatten.“ — Ein Wink — und Porphyrio befand sich am Orte seiner Bestimmung. Nach Verlauf von zehn Jahren erschien er zum ersten

Mahl wieder an den Stufen des Thrones des Königs der Geister. Freudestrahlend war sein Antlitz. „Wie bist du mit deinem Schützling zufrieden?“ fragte der König mit ernstem Tone. — „Sehr wohl, Erhabenster!“ rief Porphyrio. „Er verbindet mit unermüdetem Fleiße einen für sein Alter seltnen Ernst und eine Festigkeit des Charakters“ — — „die in Störrigkeit ausartet!“ unterbrach ihn der König. „Aber sage mir: ist er fröhlich, theilnehmend, gesellig?“ — — Porphyrio, dessen Ton nicht mehr so triumphirend klang, erwiederte: „Er beschäftigt sich unablässig mit den Wissenschaften, besonders mit den tiefsinnigen Berechnungen der Astrologie. Daher vermeidet er die lärmenden Versammlungen der Knaben, die mit ihm im Tempel der Sonne erzogen werden, und sie überlassen ihn gern der Einsamkeit; denn er übertrifft sie in Allem, und wird ihnen immer als Muster zur Nachahmung vorgestellt.“ — — „Thor, der du bist!“ rief der König unwillig aus, „so kurzsichtig, als die Erzieher des stolzen Knaben. Du hast meine beyden ersten Fragen beantwortet, ohne es zu wollen; denn der Ruhmsüchtige ist weder fröhlich noch theilnehmend. — Entferne dich, und suche im Jünglinge die Fehler auszurotten, die du im Knaben

ben so sorglos empor keimen ließest!" — — Als die nächsten zehn Jahre vorüber waren, rühmte Porphyrio seinen Pflegebefohlnen als einen wissenschaftlich gebildeten und doch bescheidenen Jüngling, der die Gunst seiner Vorgesetzten durch unbedingten Gehorsam zu erlangen wisse. — „Und das Wohlwollen seines gleichen? die Liebe seiner Untergebenen?" fragte der König. — „Sage mir, fuhr er fort „hat er einen wahren Freund? — — du antwortest nicht? — hat er eine Geliebte?" — — „Ich habe ihn sorgfältig vor einer Leidenschaft bewahrt, die so viele von dem Wege der Pflicht entfernt," erwiederte Porphyrio. — „Du sprichst von der Wollust," sagte der König, „aber ich weiß nur zu gut, daß dein Schützling nichts liebt, nichts achtet, als sich selbst, daß der unbedingte Gehorsam gegen seine Obern sich nicht auf Ehrfurcht gegen ihre höhere Würde, ihre bessern Einsichten gründet, daß er nur ihre Gunst zu erhalten strebt, um sich selbst empor zu schwingen. — Mehr, als er hoffen kann, wird ihn das Glück begünstigen; möge er dann bescheiden genug seyn, das Ziel nicht zu überschreiten! — Geh! es sey dir erlaubt, ihn zu rechter Zeit zu warnen." — Und abermahls kam die Zeit der Rechenschaft. Porphyrio's Pflegling war ein Held geworden. Langwähren-

de Kriege hatten in jenem Lande Tapferkeit und Gegenwart des Geistes über alle andre Eigenschaften erhoben; beyde besaß er in einem hohen Grade, und war in kurzer Zeit als Feldherr an die Spitze des Heeres gestellt worden, welches ihm mit blindem Vertrauen folgte. Ueberall erklang der Ruhm seiner Siege; das Heer, das Volk verehrten ihn wie einen Gott. —— „Auch die ihn näher kennen?" fragte der König, „auch die, denen es vergönnt war, den Weg zu beobachten, den er nahm?" — — „Erhabenster!" erwiederte Porphyrio, „du weißt, daß sich dem schwachen Sterblichen mancherley Hindernisse entgegen stellen, daß er oft gewagte Mittel gebrauchen muß, um Großes zu vollbringen." — — „Porphyrio, Porphyrio!" rief der König, „du bereitest dir eine traurige Zukunft. — Glaubst du wirklich, daß dein Schützling das allgemeine Beste zur Absicht hat? Wenn er drückende Mißbräuche abgestellt, wenn er von außen die Ruhe gesichert hat, wird er dann, wie Cincinatus, von der Feldherrnwürde zum Pfluge zurück kehren, oder wie Lycurg, sich freywillig verbannen wollen, um seinem Werke ewige Dauer zu geben? — Nein! das wird er nicht; — du hoffest, du wünschest es nicht einmahl. — Der Ehrgeitz ist unersättlich; und wenn ihn das ge-

gewohnte Glück verläßt, scheut er auch die grausamsten Mittel nicht, ihn zu befriedigen. — Eile nun! ich befehle dir zum letzten Mahl, ihn zu warnen, und all das Elend zu verhindern, welches der nächste Zeitraum über einen großen Theil des Menschengeschlechtes, verbreiten soll. — Vermagst du dieß nich mehr, so erscheinst du das nächste Mahl vor mir nur, um dein Strafurtheil zu empfangen!" — — Und so geschah es. Zitternd nahete sich dieß Mahl Porphyrio; — alle Geister vermieden ihn, als er sich dem Throne des Königs nahte. — Das Jammergeschrey von Millionen verzweifelnder Menschen drang empor, und Porphyrio stürzte betäubt zu den Füßen des zürnenden Gebiethers. — „Verblendeter!" rief dieser, „der du, so viel feiner gebildet als das sterbliche Geschlecht, auch um so viel strafbarer bist: — dein eigener Ehrgeitz fand sich durch die schimmernden Thaten deines Pflegebefohlnen geschmeichelt. — Blick' auf, und sieh in diesen Spiegel all das Elend, welches er über die Welt verbreitet hat! — sieh es in seinen bey nahe unabsehbaren Folgen, durch wachsende Noth und Sittenverderbniß!" — — Nur einen Blick warf Porphyrio auf das gräßliche Bild. — „Vernichte mich, König!" rief er wimmernd, — „o vernichte mich!" — „Dieß

kann

kann ich nicht!" erwiederte jener, „aber in einer Kluft des unwirthbaren Karstes magst du dich verbergen. Dort wird das Bild, welches du eben erblickt hast, in einzelnen Theilen dich immer umschweben, bis du deine sträfliche Nachsicht hinlänglich erkannt hast. — Fort!" — — Stumm entfernte sich Porphyrio. Da warf sich Saphyra, die Vertraute der Königinn, am Throne nieder, und bath um Vergünstigung, das Schicksal ihres Freundes theilen zu dürfen. — Ein Wink des Königs gewährte ihre Bitte, und sie eilte dem Verzweifelnden nach, stürzte sich ihm nach in die tiefe, schauerliche Kluft, in der sie freylich nicht so unglücklich war, als Porphyrio, dem selbst die dichteste Finsterniß die gräßlichen Vorstellungen noch zu vermehren schien, die seiner Erinnerung vorschwebten. Keines Trostes fähig, schien er lange Zeit die Nähe der sonst so geliebten Saphyra nicht zu bemerken, ihr für das große Opfer, welches sie ihm gebracht hatte, keinen Dank zu wissen. Nur nach und nach ward er für mildernde Theilnahme empfänglich.

Der Karst und seine Umgebungen.

Viele Jahrhunderte kamen und vergingen.

Da

Da ward einst Porphyrio's düsterer Aufenthalt so heftig erschüttert, als ob der Erdball zertrümmert würde. Ein Strahl des lang' entbehrten Lichtes erhellte die Kluft. Porphyrio und Saphyra fühlten sich empor gehoben auf einen kahlen Bergrücken; vor ihnen stand Adamas, der ehemals mit Porphyrio die Gunst des Königs der Geister getheilt hatte, und, vernünftiger als sein Gefährte, sie noch besaß. „Höre, Porphyrio," rief er, „was ich dir zu verkünden habe! — Du hast nun gebüßt für deinen Irrthum, spricht der König; — aber du mußt auch gut machen." — „Gut machen?" rief Porphyrio mit Entsetzen, — „spottest du meiner Ohnmacht? — O dann laß mich lieber auf ewig zurück kehren in die Dunkelheit, der du mich entrissen hast! Nimm auch Saphyra mit dir, damit ich jedes Trostes entbehre!" — „Darüber mag sie selbst entscheiden," erwiederte Adamas lächelnd, — „ich habe keinen Auftrag an sie — aber du hast mich nicht ausreden lassen. — Nur ein paar Menschen sollst du zum wahren Glücke leiten, fordert der König von dir, und wenn dir das gelingt, will er dir seine Gunst wieder schenken." — „Nur ein paar Menschen?" wiederhohlte Porphyrio langsam, „das muß also sehr schwer seyn." — „Es wä-

re

re leicht," rief Adamas, „wenn die Sterblichen nicht meistens auf falschen Wegen zu dem Ziele zu gelangen suchten, das sie doch immer vor Augen haben. — Handle nun! Ziehe deine theuer erkaufte Erfahrung zu Rathe! im Umkreise von hundert Meilen darfst du deiner vorigen Macht dich bedienen; und die Geister, die dir ehemals untergeordnet waren, werden wieder deinem Rufe gehorchen." — Adamas verschwand. — Tiefsinnig blickte Porphyrio in die Gegend hin, wo immer ein Berg sich über den andern erhob, wo der Winter noch sein weißes Leichentuch über die Erde breitete, und die Bäume ihre Aeste unbelaubt empor streckten. — „In diesem unwirthbaren Winkel sollte Menschenglück gedeihen können?" rief er bitter aus. — „O! sieh doch hierher!" — flehte Saphyra; wie ganz anders ist es da!" — Und als Porphyrio sich umwandte, glaubte er sich nach Ghinnistan, in das Land der Feen, versetzt. — Er sah ein blühendes Thal zu seinen Füßen; Italiens üppige Vegetation, im Gegensatze mit jener Wüste, schien es ihm nicht dem Wohnplatze der Menschen anzugehören. — Hier blühten unzählige Mandel- und Pfirsichbäume; — die Cypresse, der Feigen- und Oehlbaum prangten in frischem Grün des jungen

Len-

Lenzes. Ein Theil von Triest ward ihm sichtbar, und über den schönen weiten Meerbusen hin glänzte Adria mit hüpfenden Sonnenstrahlen, wie mit zahllosen Diamanten, so festlich geschmückt, als sollte eben ihre Vermählung mit Venedigs Doge begangen werden. — „O wie huldvoll ist der König!" rief er jubelnd aus; „es ist der größte Beweis seiner wiederkehrenden Gunst, daß er mir hier meinen Wirkungskreis anweist, — hier, wo sich das Glück dem Sterblichen darbiethet wie eine reife Frucht, die er nur pflücken darf. — Da kann es nicht viele Mühe kosten, die Bedingung zu erfüllen; — komm, Saphyra!" — Sie schwebten nach Triest hinüber. Hier standen sie nun auf der Plattform des Schlosses, und ergetzten sich an dem bunten Gewimmel auf dem großen Platz in der Nähe des Hafens. — Da gab es Menschen von allen Farben und in den verschiedensten Trachten. Porphyrio wollte seinem Ziele näher kommen; er beobachtete diese Menschen genauer: — es gab da fröhliche und traurige Gesichter; ein glücklich gelandetes Schiff, eine vortheilhafte Speculation beseelte die erstern, eine unangenehme Nachricht, eine verunglückte Unternehmung umwölkte die andern. — „Ach!" seufzte Porphyrio, „hier will ich gar keinen Versuch machen

chen: — diese unselige Gewinnsucht, die ich auf jedem Antlitze deutlich ausgedrückt sehe, ist eben so arg, als der Ehrgeitz; sie ist seine getreue Gehülfinn, — sie gewährt kein Glück, sie kann es nur hindern oder zerstören. Komm, Saphyra! entfernen wir uns von der Küste! im Innern dieses schönen Landes werden wir finden, was wir suchen." Abermahls wurden seine Hoffnungen getäuscht. Er hatte wohl begriffen, daß er eine glückliche Ehe stiften sollte. — Dieses Band — das einzig dauerhafte, weil in ihm sich alle gröbern und feinern Empfindungen des menschlichen Herzens, wie tausend Fäden, unzerreißbar verschlingen, wenn gleichgestimmte Seelen sich finden — dieser heilige Verein, der mehr noch auf die Zukunft als in der Gegenwart wirkt, weil in ihm der Keim der Wohlfahrt oder des Elends kommender Generationen liegt, wird meistens leichtsinnig oder aus Nebenabsichten geknüpft. — So fand es Porphyrio in mehreren Städten Italiens, die er besuchte, bey den Großen und Reichen, beym hohen Adel und im Mittelstande ward Convenienz oder Eigennutz zu Rathe gezogen. Und fand er hier oder dort ein Pärchen, welches sich recht innig zu lieben schien, und nur durch ungünstige Umstände an seinem Glücke gehindert

dert wurde, und bediente er sich seiner Macht, alle Hindernisse zu heben, so entsprach der Erfolg keineswegs seiner Erwartung. — Hätten die Leutchen gewußt, wer ihr so genanntes Glück befördern half, sie hätten ihm wohl gar Vorwürfe gemacht; denn der Mann, im ruhigen Besitze durch den Genuß abgekühlt, sah nun die Fehler seiner Frau eben so durch das Vergrößerungsglas, wie er im Feuer der Leidenschaft ihre guten Eigenschaften gesehen hatte. — Die Frau, an Vergötterung gewöhnt, sah den Anbether sich in einen Herrn verwandeln, der es sich ordentlich angelegen seyn ließ, ihre Eitelkeit, die er sonst genährt hatte, nun bey jeder Gelegenheit zu kränken. — Er, den Forderungen einer ungeregelten Einbildungskraft nachgebend, strebte nach neuen Genüssen; sie, durch Vernachlässigung gekränkt, lieh fremder Schmeicheley ein williges Ohr, und bereitete sich neuen Kummer. — War dieß nicht der Fall, so hatte man sich doch vorher nicht die Mühe genommen, sich recht genau kennen zu lernen; Ansichten und Meinungen waren verschieden, und man zankte nun unaufhörlich. Am erträglichsten war das Loos jener, die so bescheiden waren, eines des andern Fehler und üble Gewohnheiten still zu dulden. Porphyrio, dem so viele

Mißgriffe üble Laune machten, konnte sich nicht entschließen, zu den geringern Volksclassen herab zu steigen; im Ganzen sah er, daß sie lieber bey träger Ruhe darben, als arbeiten und genießen wollten. Unmuthig wandte er sich ab von den blühenden Gefilden, und stand nun wieder auf dem Karste, die getreue Saphyra ihm zur Seite. — „Der König wußte es wohl,“ rief er, „daß die Menschen nicht die Fähigkeit haben, glücklich zu seyn; meine Strafe soll ewig währen!“ — Saphyra wollte ihn trösten, seine Hofnung neu beleben. — „Soll ich mich länger von diesen Thoren, die sich so weise dünken, äffen lassen?“ fragte er unwillig; — „dein Geschlecht ist eigentlich Schuld, daß die Menschen unglücklich sind,“ setzte er hinzu, — „diese unsinnige Eitelkeit, die mit den Weibern geboren wird, und sie bis zum Grabe begleitet, der sie Pflicht, Ehre, häusliche Ruhe, — Alles aufopfern!“ — — „Und wer nährt diese Eitelkeit?“ rief Saphyra, „wer sucht sie zu erwekken, wenn sie durch vernünftige Erziehung und besseres Gefühl unterdrückt ist? — die Männer! denen diese Schwachheit die Opfer ihrer nie befriedigten Wollust zuführt.“ —— So begann ein Streit zwischen beyden, der immer hitziger, immer erbitterter wurde. — „Nun denn!“ rief

Por-

Porphyrio, alles vergessend, was Saphyra für ihn gethan hatte, „so schwör' ich bey dem Nahmen des Königs, nicht eher wieder ein Wort mit dir zu sprechen, gar nicht zu bemerken, ob du mir nahe oder fern bist, bis ich ein sterbliches Weib gefunden habe, welches der Eitelkeit nicht fröhnt, welches für schimmernden Tand und Schmeicheleyen keinen Sinn hat, und das Bewußtseyn erfüllter Pflicht über Alles achtet!" — „Und ich," sagte Saphyra mit bebender Stimme, „schwöre bey dem Nahmen der Königinn, die mich ungern entließ, als ich einem Undankbaren folgte, fern von dir zu bleiben, auch wenn du mich rufen würdest, bis ich einen sterblichen Mann gefunden habe, dem Treue und Wort höher gilt, als Befriedigung gereitzter Sinnlichkeit!" — — Schon hatten sie sich, in dichte Nebel gehüllt, von einander entfernt. Anfangs freuten sie sich ihres Trozzes; bald aber verschwand der Unmuth. Sehnsucht trat an seine Stelle, und sie strebten, so bald möglich das übereilt gesprochene Wort zu lösen. Aber es war zu ernst, zu feyerlich, es gestattete keine mildernde Deutung, sie durften nicht, wie sterbliche Richter, sich durch den Schein täuschen lassen; denn ihnen war vergönnt, in den Herzen zu lesen. Es war nicht

genug, wenn die That unterblieb, selbst der heftige Wunsch galt ihnen schon für ein Verbrechen, die leiseste Klage, daß man die Fesseln der Pflicht drückend fühle, ward für Entweihung geachtet. Kein Wunder, daß unzählige Proben vergebens angestellt wurden, und die beyden geistigen Wesen, ihrer Trennung längst überdrüssig, sich in immer kleineren Kreisen umschwebten. Sie hatten sich nun wieder dem abgeschiedenen Winkel genähert, den Porphyrio einst allem Erdenglück unzugänglich erklärte, — und gerade hier sollten sie wieder hoffen lernen.

Idria und seine Bewohner.

Mehrere Meilen nordöstlich vom Karstgebirge liegt Idria, bekannt durch seine Quecksilberbergwerke. Die Stadt ist theils in einem engen Thale, theils auf den Abhängen der Berge gebaut, welche sie rings umschließen. Sie wird bloß von Bergleuten, Holzschlägern u. s. w. und ihren Angehörigen bewohnt. Der Bergrath, der im Schlosse residirt, ist ihre einzige Obrigkeit, und leitet sie nach sehr einfachen Gesetzen, wie sie für ein Völkchen passen, welches durch seine Beschäftigung und die Lage

seines Wohnortes von der übrigen Welt beynahe abgeschieden ist. Zu jener Zeit bestand diese Colonie etwa aus drey tausend Seelen, redliche, gute Menschen, die trotz ihrer Armuth und schweren Arbeit doch zufrieden waren; denn sie kannten keine erkünstelten Bedürfnisse, und an ihre Schachten, Pochwerke und Holzschläge waren sie so gewohnt, wie der Lappländer an seine Erdhütten, seine langen Nächte und den ewigen Winter. Sie waren fleißige Arbeiter, gute Nachbarn, sie erfüllten ihre Pflichten, ohne sich viel darauf zu gute zu thun; denn sie sahen kein böses Beyspiel, und fürchteten weniger die gesetzlichen Strafen als die Geringschätzung ihrer Gefährten, ein unbescholtener Nahme galt ihnen für den größten Reichthum. Während die Männer mit ihren Arbeiten unter und über der Erde abwechselten, besorgten die Weiber das Hauswesen. Sie spannen Flachs und Baumwolle, wovon der Bergrath jährlich eine hinlängliche Menge von Triest bringen ließ; jedes konnte davon, soviel es bedurfte, zu bestimmten billigen Preisen erhalten. Das Garn wurde dann wieder gegen Leinwand, Wollenzeuge und andere Lebensbedürfnisse vertauscht. Wo es nur möglich war, wurde dem Berge ein Fleckchen Land abgerungen, und zu einem Ge-

Gemüsegärtchen umgeschaffen. Diese Leute heiratheten gewöhnlich sehr jung, und hatten viele Kinder. Die Söhne folgten den Vätern zu ihrer Beschäftigung, so bald sie stark genug waren, und wurden auch verhältnißmäßig bezahlt; die Mädchen wurden von ihren Müttern zur Frömmigkeit, zum Fleiße und zur Reinlichkeit angehalten. Reisende, die von der Neugierde in jene Gegenden geführt wurden, staunten über das heitere Ansehen dieser ärmlichen Wohnungen, die sogar nach ihrer Art zierlich eingerichtet waren. Schneeweiße Vorhänge an den Betten und Fenstern, ein paar Heiligenbilder an den Wänden, und ein paar Töpfe mit Blumen oder wohlriechenden Kräutern durften nicht fehlen; alles Geräthe war spiegelblank. In einiger Entfernung von den Uebrigen wohnten zwey Bergmänner, Hans und Niclas, mit ihren Familien; ihre Väter hatten sich da ziemlich hoch auf dem Berge angebaut, und immer Leid und Freude freundnachbarlich mit einander getheilt. Dieß schien sich so fortzuerben. Hans hatte von mehrern Kindern nur einen Sohn, Niclas nur eine Tochter erhalten; diese beyden wuchsen zusammen auf, und die Aeltern hofften sie sollten einst ein Paar werden. Hans starb, Niclas betrachtete nun den kleinen Martin schon

als seinen Sohn, und Suschen wußte nicht, welche von ihren beyden Müttern ihr lieber sey. Die Kleinen wurden mit jedem Tage hübscher. Fröhlichere Kinder gab es in ganz Idria nicht, und doch waren sie nicht ausgelassen und muthwillig; denn Martins Mutter kränkelte seit dem Tode ihres Mannes beständig, sie konnte den Lärm nicht wohl vertragen; wie hätten sie die immer Trauernde noch mehr betrüben können? Wer kann die Freude schildern, mit welcher Martin seinen ersten Wochenlohn der guten Mutter nach Hause brachte? Nun gab's zu erzählen: er hatte so viel neues gesehen, gehört, gelernt; — in den Freystunden mußte er Susen dieß alles hundert Mahl wiederhohlen. An Sonn- und Feyertagen nach dem Gottesdienste kletterten sie auf den Bergen umher. Da kam ihnen einmahl ein alter Eremit entgegen, vor dem sich Suse bey nahe gefürchtet hätte; aber Martin hatte schon öfter Mönche gesehen, ging auf ihn zu, und küßte ihm die Hand. Der Greis ließ sich mit den Kindern in ein Gespräch ein, und schien sich an ihren unbefangenen Antworten zu ergetzen. Er sagte ihnen, er habe die Welt verlassen, weil ihm von bösen Menschen übel mitgespielt worden sey, er gehöre in ein Kloster jenseits des Gebirges, habe aber vom Prior die

die Erlaubniß, hier in einer Klause zu leben, wo er sich mit Kräuter-Sammeln und Trocknen beschäftige. — Er zeigte ihnen nun seine Wohnung, erlaubte ihnen öfter zu kommen, und führte sie einen nähern Weg nach Idria zurück, den sie noch nicht gekannt hatten. Die Wanderungen in's Gebirge hatten nun immer nur Ein Ziel, und nie verließen Martin und Suse den Greis, ohne etwas gelernt zu haben; aber weit entfernt, ihnen Kenntnisse beyzubringen, die in ihrer Lage vollkommen unnütz gewesen wären, suchte er nur ihren jungen Seelen das Gefühl ihrer Pflichten recht tief einzuprägen, empfahl ihnen Redlichkeit, Wahrheitsliebe und Fleiß und pries ihnen ein ruhiges Bewußtseyn, als das größte Glück in jedem Verhältnisse. Jedes Mahl beschenkte er sie mit Pflänzchen von Gemüsen und Blumen, die sie nicht kannten, und zeigte ihnen, wie sie damit verfahren müßten; auch lehrte er sie verschiedene Kräuter kennen, die in manchen Krankheiten oder bey Verletzungen heilsam waren. Durch alles dieß war ihnen der gute Bruder Anton, wie er sich nannte, so lieb geworden, daß sie herzlich trauerten, als sie einmahl seine Klause öde und leer fanden. Er hatte ihnen schon vor einiger Zeit gesagt, er fühle seine Kräfte täglich mehr abnehmen, und müsse nun in's Kloster zurück kehren, um

dort

dort sein Leben zu beschließen. Sie meinten, er habe nicht Abschied von ihnen nehmen wollen, um sich und ihnen den größern Schmerz zu ersparen.

Der Besuch.

Martin und Suse waren indessen zur kraftvollsten Jugendblüthe gediehen: da nahete sich Martins Mutter ihrem Ende. An ihrem Sterbebette wurden die beyden jungen Leute feyerlich verlobt, und ihre Vermählung auf den kommenden Frühling festgesetzt. Vorher sollten sie noch eine Muhme besuchen, die in Planina an einen Gastwirth verheirathet war. Es geschah selten, daß die Mädchen außer der Colonie eine Versorgung fanden, oder auch nur wünschten; aber Niclas hatte mehrere Schwestern gehabt, wovon Maria die schönste war. Bey einem Feste der Bergleute fanden sich mehrere Gäste aus der Nachbarschaft ein; der Gastwirth von Planina war unter der Zahl. Maria gefiel ihm. Er war ein hübscher Junge, und nach seiner Art wohlhabend; so gelang es ihm denn endlich, alle Einwendungen der Tochter und der Aeltern, denen einige Meilen schon eine unermeßliche Entfernung dünkten, zu besiegen. Alle Jahre ein

ein Mahl besuchte Marie ihre Verwandten. Suse war ihr Liebling geworden; und als sie bey ihrem letzten Besuche hörte, sie sey Martins Verlobte, so mußten ihr beyde versprechen, die Osterfeyertage in Planina bey ihr zuzubringen. Sie wurden von Marie und ihrem Manne sehr freundlich empfangen und herrlich bewirthet; doch sahen beyde dem dritten Tage mit einer Art von Sehnsucht entgegen um zur gewohnten Heimath wieder zukehren. Suse erhielt beym Abschied einige Pfunde vom feinsten Flachs als Haussteuer, und ein künstlich gearbeitetes goldenes Kreuzchen zum Brautschmucke. Martin aber eine schöne silberne Denkmünze. Nachdem Marie noch lange mit Susen allein gesprochen hatte, wurden die jungen Leute mit Segnungen und guten Wünschen entlassen. Es war schon bald Mittag, und sie mußten tüchtig fortschreiten, wenn sie vor der tiefen Nacht Idria erreichen wollten. Dieß thaten sie denn auch unter mancherley frohen Gesprächen; doch als es schon anfing, Abend zu werden, fühlte sich Suse so ermüdet, daß sie sich am Rande eines Waldes setzen mußte. Martin, der den Weg schon öfter gemacht hatte, beruhigte sie in Ansehung der immer zunehmenden Dunkelheit, besonders da der Mond bald aufgehen sollte. Die Muhme

me hatte für Wegzehrung gesorgt; die liesen sie sich nun behagen, und sprachen dabey von den Herrlichkeiten in Planina, die freylich nur in ihnen, die noch so wenig gesehen hatten, Erstaunen erregen konnten. — Sie freuten sich über die freundliche Aufnahme und die Freygebigkeit ihrer Verwandten. — „Sie müssen sehr reich seyn," sagte Martin — „aber Suse! möchtest du wohl immer so fortleben, wie die paar Tage?" — „Ich nicht," erwiederte Suse — „den ganzen Tag essen, trinken und schwätzen; — ich stürbe vor langer Weile. — Die Muhme ließ mich auch gar nicht einmahl in der Küche zugreifen;" „dazu sind die Mägde da," „sagte sie. — Wie sie das wohl so gewöhnen konnte! — ich glaube, darum ist sie so fett." — „Ja, und der Vetter auch", sagte Martin; — „und doch sprach er immer von schlechten Zeiten, und von einem Handel, der ihm viel weniger eingetragen, als er gehofft hätte. Da fiel mir unser guter Bruder Anton ein; weißt du noch? der sagte, es gebe Menschen, die nie genug hätten; und wenn einer so reich wäre, daß er ganz Idria kaufen könnte, so würde er noch mehr wünschen. — „Der müßte doch recht närrisch seyn," meinte Suse; „aber," setzte sie hinzu, „die Muhme scheint mir auch nicht vergnügt. Sie

sag-

sagte mir einmahl, sie wünschte, Idria nie verlassen zu haben; in der ersten Zeit besonders habe sie sich sehr nach der einfachen Lebensart und den stillen Beschäftigungen ihrer Jugendjahre gesehnt. Damahls wäre sie von lauter frommen, redlichen Leuten umgeben gewesen, seit dem aber habe sie auch recht böse Menschen kennen gelernt — und dabey hatte sie die Augen voll Thränen. Ich erinnerte mich da wohl auch an den guten Bruder Anton, der uns glücklich pries, von dem Schicksal in diesen verborgenen Winkel — wie er unser schönes Thal nannte — versetzt zu seyn. Heute Morgens gab mir die Muhme einen goldnen Ring für dich — hier ist er!" — Suse zog ihn, in ein Papierchen gewickelt, aus dem Busen; — „ich soll ihn dir geben," sagte sie, und dich dabey bitten, immer ehrlich zu bleiben, und mich immer lieb zu haben. — Ich wollte ihr schon lachend antworten: du würdest beydes thun auch ohne meine Bitte; aber sie sah so ernsthaft aus, gab mir den Segen, und küßte mich weinend — mir ward ganz sonderbar zu Muthe. — Hier hast du den Ring, Martin! Das Lachen hat mir die Muhme vertrieben; aber zweifeln an deiner Ehrlichkeit und Treue kann ich nimmermehr!" — „Du würdest mir auch gewiß Unrecht thun!" rief Martin; —

„ich

„ich weiß gar nicht, wann ich angefangen habe, dich zu lieben. Das ist so mit uns aufgewachsen; ich begreife auch gar nicht, wie es aufhören sollte. Du bist so gut und so hübsch; keine von allen unsern Mädchen" — — „Rede nicht aus!" unterbrach ihn Suse; — „es gibt viel hübschere, und gewiß auch viel bessere Mädchen, als ich bin, aber keine kann dich lieber haben." — Hier hörten sie plötzlich ein Geschrey um Hülfe, welches vom Walde her ertönte. Da sie immer Holz hacken und das Krachen fallender Bäume gehört hatten, so glaubten sie, ein Arbeiter habe länger als die übrigen verweilt, und sey vielleicht durch einen Ast beschädigt worden, oder habe sich selbst mit dem Beile verletzt, wie das wohl öfter zu geschehen pflegte. — Martin bath Susen, hier auf ihn zu warten, und eilte in den Wald. Dem Schalle nach konnte der Hülfsbedürftige kaum ein paar hundert Schritte entfernt seyn; — da eben der Mond recht hell zu leuchten begann, war es Suse zufrieden. Ein paar Mahl hörte sie noch die vorige Stimme und Martins tröstenden Gegenruf; doch schien ihr die Entfernung nun größer. Endlich ward alles still; und Suse begann eben ängstlich zu werden, als sie deutlich ihren Nahmen rufen hörte. Sie glaubte, Martin

tin könne den Beschädigten allein nicht fortbringen, nahm ihr Bündel auf, und ging der Stimme nach; aber immer tiefer und tiefer in den Wald ward sie gelockt, immer hörte sie sich rufen, bald rechts, bald links, und ward nun zum ersten Mahl in ihrem Leben auf Martin böse, der sie ihrer Meinung nach so necken konnte. — Da hörte sie ganz in der Nähe einen Strom rauschen, und wagte nicht, weiter zu schreiten; auch ward sie nicht mehr gerufen. Da warf sie sich nun, von Müdigkeit ganz erschöpft, unter einen großen Baum, der rings um von Gesträuch umgeben war, empfahl sich dem Schutze Gottes, und sank bald in einen ungewöhnlich tiefen Schlaf. — Sie hatte den guten Martin in falschem Verdacht; er war es nicht, der sie neckte, im Gegentheile ward er selbst durch die Jammertöne immer weiter und weiter geführt, bis er sich auf Ein Mahl im dichtesten Walde befand, wo ihm die enge verschlungenen Aeste jeden Ausweg versperrten. Auch hörte er nun keinen Laut mehr; er mochte rufen wie er wollte, niemand antwortete. Da fiel ihm nun ein, welche Angst sein Mädchen ausstehen würde, und er achtete weder der Dornen, die ihm Hände und Gewand zerrissen, noch der Aeste, die ihn an den Kopf

schlu-

schlugen, als er sich mit Gewalt einen Weg bahnte; aber wohin sollte er sich wenden? Das zitternde Mondlicht, welches nur spärlich durch das dichte Laub dringen konnte, blendete ihn mehr, als es ihm nützte. — Er gelangte doch endlich auf einen Fahrweg, und lief so schnell als möglich, um nur das Ende des Waldes zu erreichen. — Nach ein paar Stunden stand er im Freyen. Er glaubte, in einiger Entfernung Hütten zu sehen, und eilte auf die Gegend zu; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, als der Boden unter seinen Füßen zu weichen schien — er war in einen Sumpf gerathen. Die Anstrengung, die er gebrauchen mußte, sich da heraus zu arbeiten, kostete ihm seine letzte Kraft. — Kaum konnte er eine kleine Anhöhe erklimmen, wo er ohne Bewußtseyn hinsank.

Die Probe.

Als Suse, die unter dem Baume eingeschlafen war, erwachte, fand sie sich in einem schwach beleuchteten Gemach auf einem Ruhebette. Sie fuhr ängstlich empor, und glaubte zu träumen denn alles, was sie sah, war ihr ganz unbekannt. „Mein Gott! wo bin ich?" rief sie, — und

in

in dem Augenblicke kamen einige prächtig gekleidete Mädchen mit Wachslichtern zur Thür herein und fragten, ob sie etwas befehle? — Ihr Erstaunen wuchs mit jedem Augenblicke; — sie bath, man möchte ihr doch sagen, wie sie hierher gekommen sey? — sie erinnere sich nur, daß sie in der Nähe eines Stromes sich im Gesträuche verborgen habe, weil sie vor Müdigkeit und Schlaf nicht weiter konnte. „Dort fand euch der Herr dieses Schlosses," sagte eine von den Mädchen, „als er von der Jagd zurück kehrte. Ihr waret nicht zu ermuntern; er ließ euch also sanft hierher tragen, und bestellte uns zu eurer Bedienung, wenn ihr erwachen würdet." — „Zu meiner Bedienung?" rief Suse lächelnd, — „ihr scherzet wohl, liebe Jungfer! wenn es nur der gnädige Herr nicht ungütig nimmt, daß ich da in dem schönen Zimmer und auf dem prächtigen Bette geschlafen habe, als ob ich zu Hause wäre." — — Und indem sie das sagte, stand sie ganz erschrocken auf; denn sie bemerkte jetzt erst, daß das Ruhebett mit Seide überzogen und mit Gold reich verbrämt sey. — „Ihr würdet wahrhaftig den gnädigen Herrn kränken," sagte die Zofe, „wenn ihr Umstände machtet. Er meint es recht gut mit euch; er hat sich alle Augenblick erkundigt, ob

ihr

ihr noch nicht erwacht wäret, und hat uns befohlen, euch Erfrischungen zu bringen, euch anzukleiden und zur Gesellschaft zu führen. Sehet! das schöne Kleid hier wird euch gerade passen." — Die Zofe nahm ein glänzend weißes, durchsichtiges Gewand, welches mit künstlichen Blumen besetzt war, von einem Stuhle, und stellte sich damit neben Susen, als ob sie es an ihr messen wollte. — „Ich sollte bey der vornehmen Gesellschaft erscheinen?" rief Suse, — „und in diesem Gewande? — nimmermehr! Seyd so gütig, mir für diese Nacht irgend ein schlechtes Kämmerchen anzuweisen; morgen früh will ich dem gnädigen Herrn die Hand küssen für den Schutz, den er mir gewährt hat, und nach Hause eilen, wo meine armen Eltern schon voll Sorge um mich seyn werden." — Da trat eine ältliche Frau hervor, die Suse bis jetzt nicht bemerkt hatte. — „Mein Kind," sagte diese, „ihr müßt nicht undankbar seyn; wißt ihr wohl, daß der gnädige Herr euch aus einer großen Gefahr errrettet hat? Hier herum hausen Räuber: wie würd' es euch ergangen seyn, wenn sie euch gefunden hätten? — Der gnädige Herr will euch sehen. — So könnt ihr unmöglich vor ihm erscheinen; euer Gewand ist schmutzig und abge-

rissen. Morgen würdet ihr ihn erst gegen Mittag sehen können; denn er pflegt spät aufzustehen — also" — — Suse, welche gewohnt war, gegen ältere Personen Ehrfurcht zu haben, bath nur, man möchte sie mit dem Kleide verschonen, welches sich nun und nimmermehr für sie schicke, und hörte nicht auf zu bitten, bis ein anderes, höchst einfaches gebracht wurde. — Von den mancherley Erfrischungen, die man ihr both, nahm sie nichts, als eine Schaale Milch und etwas Gebackenes. Nun ward sie von den Mädchen umrungen, und ihr schönes, lichtkastanienbraunes Haar in einem Nu in künstlichen Flechten um ihren Kopf gewunden, und mit einer Nadel von einem einzigen großen Edelstein befestigt; eben so schnell war sie umgekleidet. Eine der geschäftigen Zofen wollte das schwarze Schnürchen ablösen, an dem das goldene Kreuzchen, ein Geschenk der Muhme in Plania, an Susens Halse hing, und behauptete, dieß lasse nicht gut zu dem übrigen Anzug. Aber Suse widersetzte sich, und wollte lieber das Kleid wieder ablegen; man mußte ihr also den Willen lassen. Nun führten sie die Mädchen zu einem großen Spiegel, in dem sie sich vom Kopfe bis zu den Füßen sehen konnte. — Sie stand lange davor, ohne sich selbst zu erkennen; nur eine Bewe-

gung, die sie mit der Hand gegen den Busen machte, um das Kreuzchen festzuhalten, welches ihr die Zofe noch immer abschwätzen wollte, verrieth ihr, wessen das schöne Bild sey, das ihr gegen über stand. — Nun schrie sie aber laut auf — denn Busen, Arme und Schultern waren ganz bloß; und obwohl die andern sie aufmerksam machten, daß sie alle, so gar die ältliche Frau, eben so gekleidet wären, so ruhte sie nicht eher, bis ihr ein großes Tuch gebracht wurde, in welches sie sich bis an's Kinn verhüllte. In dem Augenblicke wurden die Flügelthüren aufgerissen. Eine Menge reich gekleideter Diener mit Fackeln blieben im Vorsaale stehen, und der Herr des Schlosses, ein schöner junger Mann, trat herein, näherte sich Susen, und sagte ihr, er freue sich, seine schöne Gerettete so wohl zu finden, und wolle sie nun zur Tafel führen. — Suse wagte weder zu antworten, noch aufzublicken, und fühlte sich mit sanfter Gewalt fortgeführt. Als sie am Arme des Herrn in den prächtigen Saal trat, wo eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen versammelt war, hörte sie von allen Seiten ein Geflister, welches das Lob ihrer Schönheit enthielt; — sie hätte in die Erde sinken mögen. — Suse mußte sich neben ihren Be-

gleiter unter einer Art von Thronhimmel setzen; aber alle Ehrenbezeigungen, die man ihr erwies, dienten nur zu ihrer Qual. Roth wie eine Rose und gesenkten Blickes saß sie da, antwortete auf alle Fragen, die an sie gerichtet wurden, nur mit einzelnen Worten, aß und trank nicht, und war in der peinlichsten Verlegenheit. Da erscholl eine sanfte Flötenmusik, die freylich so rein und kunstreich nie in Susens Ohr gedrungen war; aber sie erinnerte sie an die Musik der Bergleute, an ihren einfachen Gesang — Thränen stürzten aus ihren Augen. — Sogleich verstummten die Töne, die Tafel ward aufgehoben, und der Herr des Schlosses bath die Gesellschaft, ihm in den Garten zu einem kleinen Feste zu folgen; er selbst, mit Susen am Arme, ging voraus dahin. — Der Garten war von vielen tausend Lampen erleuchtet; aber doch war das Licht nicht so grell, als im Speisesaale. — Die Gesellschaft vertheilte sich in den Gängen, und Suse fühlte sich schon dadurch erleichtert, daß nicht aller Blicke so unablässig auf ihr ruhten. Sie faßte nun Muth, ihrem Führer zu danken und ihn zu bitten, daß sie jetzt zur Ruhe gehen, und mit Anbruche des Tages ihrer Heimath zueilen dürfe. Ohne ihr darauf zu antworten, fragte er, wie sie denn

hierher gekommen sey? und Suse erzählte die Veranlassung ihrer Reise sowohl, als das nachfolgende Abenteuer. — „Und du kannst den Menschen noch lieben," sagte der Herr des Schlosses, „der dich allein lassen, dir so viele Angst verursachen konnte?" — „Ich habe Ihnen ja gesagt, gnädiger Herr, daß er einem Verunglückten helfen, und gleich wieder kommen wollte," erwiederte Suse. — „Aber er kam nicht," sagte der Graf — (so hatte Suse den Herrn des Schlosses nennen gehört) „oder, — was noch schlimmer ist, — er kam, um dich zu necken, dich tief in den Wald zu locken, wo nur ein günstiger Zufall mich zu deinem Retter machte." — „Ach!" seufzte Suse, „ich habe mir wohl nur eingebildet, seine Stimme zu hören; — hätte Martin mich ein wenig necken wollen, so wäre er nachher gewiß zum Vorscheine gekommen: was hätte er denn für eine Absicht haben können?" — "Das kann ich freylich nicht errathen, weil ich ihn nicht kenne," erwiederte der Graf; — „vielleicht war es nur Muthwille, — vielleicht sucht er auch Gelegenheit zum Zank, wenn er etwa sein gegebenes Wort bereut." — „Das wäre abscheulich!" rief Suse ängstlich; — „aber nein, das ist nicht möglich! — er ist mir so herzlich gut." — „O er liebt dich gewiß nicht so zärt-

lich

lich als ich!" rief der Graf, indem er ihre Hand drückte; „er kann von deiner Liebenswürdigkeit nicht so durchdrungen seyn, deinen hohen Werth nicht so fühlen, wie ich. — Susanne! gönne mir die süße Hoffnung, daß du einen Menschen, der dir nichts als ein armseliges Leben voll Mühe und Beschwerden biethen kann, nach und nach vergessen, daß du den Willen des Schicksals nicht verkennen wirst; — es hat dich auf den sonderbarsten Wegen einem Manne zugeführt, der dich in Verhältnisse bringen will, die deiner würdig sind. Nicht in der Dunkelheit soll so viel Schönheit verblühen, nicht, von Mangel und schwerer Arbeit gedrückt, vor der Zeit hinwelken; — nein! du sollst herrschen über mich und über Tausende — der leiseste Wunsch, nur ein Wink, und alles soll dir zu Gebothe stehen." — Der Graf hätte noch lange fortreden können, ohne von Susen unterbrochen zu werden; sie verstand nicht einmahl alles, was er ihr sagte, nur begriff sie, daß man sie bereden wollte, ihren Martin zu vergessen, und hier zu bleiben. Sie suchte ihre Hand los zu reißen, die der Graf an seine Lippen drückte; und da sie es nicht vermochte, brach sie in Thränen aus. — „Ich kann nur in Idria und nur mit Martin glück-

glücklich seyn," sagte sie schluchzend, — „und wenn er wirklich falsch gegen mich seyn sollte, so kann ich nur bey meinen Aeltern und an dem Orte Trost finden, wo ich bis jetzt so zufrieden gelebt habe. — Lassen Sie mich fort, gnädiger Herr! was soll ich, einfältiges Mädchen, unter so vornehmen Leuten?" — „Du bist grausam, Susanne!" — sagte der Graf; „aber du wirst dich eines Bessern besinnen. — Versprich mir nur, einige Tage hier zu verweilen; ich verspreche dir dagegen, daß ich dich dann unter sicherm Geleite zu deinen Aeltern ziehen lasse, wenn du dann noch darauf bestehst." — Suse schwieg. Sie wollte nichts versprechen, weil sie fest entschlossen war, zu entfliehen, so bald es Tag würde. — Der Graf schien ihr Stillschweigen für Einwilligung zu erklären, und küßte ihr noch ein Mahl die Hand, als sich eben die Gesellschaft um sie her versammelte, und vor ihn n auf einen freyen Platz ein Feuerwerk angezündet wurde; im Mittelpucte schwebte der Nahme „S u s a n n e" mit Blumen umkränzt, im schönsten Trillantfeuer. Von da begab sich die Gesellschaft durch einen breiten beleuchteten Gang zu einem Tempel, der der Schönheit geweiht war. Kleine Mädchen, idealisch gekleidet, umschlangen Susen mit Blumen-

menketten, und der Graf führte sie zu einem erhabenen Sitze, während fröhliche Musik ertönte, und einige schöne Stimmen das Lob des herrlichen Paares sangen; doch alles dieß konnte nur die Verlegenheit des schüchternen Mädchens vermehren. Ihre Augen schwammen in Thränen; da winkte der Graf, und Alles verstummte. — „Unsere neue Freundinn,“ sagte er, „scheint ermüdet. Morgen wird sie vielleicht geneigter seyn, an den kleinen Festen Theil zu nehmen, deren Königinn sie ist.“ Dankend blickte Suse zu dem Grafen auf, der sie nun zu dem Gemache zurück geleitete, in welchem sie vor einigen Stunden erwacht war, und wo die Zofen schon ihrer harrten. Während des Auskleidens schwätzten diese unaufhörlich von dem Grafen, von seiner Liebe, und Susens beneidenswerthem Glück. Ohne an diesem Gespräche Theil zu nehmen, bath sie nur, man möchte sie allein lassen, und weigerte sich durchaus, ein kostbares Nachtkleid anzuziehen, welches für sie bereit lag. — Die Zofen entfernten sich endlich, und Suse lief an's Fenster, um zu sehen, ob es in Osten noch nicht graute; aber noch flimmerten die Sterne am Himmel. Da fiel sie auf die Knie, und bethete recht inbrünstig zu Gott. Wundersam ermuthigt stand sie

auf,

auf, und besah den Ort ihres Aufenthalts genauer. In einem Winkel fand sie ihre eigenen Kleider und auch ihr Bündel, welches man dahin geworfen hatte: weinend vor Freuden kleidete sie sich schnell an. — O wie leicht fühlte sie sich, als gar nichts mehr von dem fremden, durchsichtigen Gewebe, das sie kaum anzurühren wagte, um sie her flatterte! — Nicht einen Augenblick länger wollte sie hier verweilen. Mit ihrem Bündel unterm Arme schlich sie auf den Vorsaal, wo nur Ein Licht brannte; von hier gerieth sie in einen langen, dunklen Gang. Doch kaum hatte sie einige Schritte gemacht, als von der entgegen gesetzten Seite ein paar Gestalten sich näherten; die eine trug eine Handlaterne. — Suse verbarg sich ängstlich hinter eine Säule. Als die Gestalten näher kamen, erkannte sie den Grafen und einen seiner Diener. — „Ob sie wohl schon schläft?“ sagte der erste, — „sie wird zürnen, wenn sie mich sieht,“ fuhr er fort; „aber ich muß Entscheidung meines Schicksals haben. — Ich kann ohne sie nicht leben; — wenn sie einwilligt, lasse ich mich morgen mit ihr trauen.“ — „Sie müßte ja blind und thöricht seyn,“ erwiederte der Diener, „wenn sie ein solches Glück ausschlüge. — O! wie werden alle die vornehmen Fräulein

sich

sich ärgern, die sich so viele Mühe gaben, des gnädigen Herrn Beyfall zu erringen! — Ohne Susen zu bemerken, schritten sie an ihr vorüber in den Saal. Noch mehr geängstigt, floh das Mädchen durch einen Seitengang, den sie bey dem Scheine der Laterne entdeckt hatte. Eine verschlossene Thür wurde mit der ungewöhnlichen Kraft, die nur der feste Wille gibt, von ihr aufgerissen. Dumpfe Kellerluft drang Susen entgegen; aber nichts vermochte sie aufzuhalten. Sie schritt vorwärts, strauchelte gleich bey den ersten Schritten über loses Gestein, und fiel in eine Vertiefung, wo sie ohnmächtig liegen blieb.

Noch eine Probe.

Martin, den wir verließen, als er sich mühsam aus dem Sumpfe gerettet hatte, erhohlte sich bald wieder. Noch hatte er die Augen geschlossen, als er Menschenstimmen in seiner Nähe hörte; er sah schnell empor. Da standen einige Jünglinge in Gold verbrämten Kleidern, mit Fackeln in den Händen, um ihn herum, und schienen ihn aufmerksam zu betrachten. Erschrocken sprang er auf, und vermochte kein Wort hervor zu bringen. „Euch fehlt nichts,

wie

wie wir sehen," sagte einer der Jünglinge; „wir dachten, ihr hättet Schaden genommen." — „Ich bin nur ein Bißchen in den Sumpf gerathen," erwiederte Martin; „es hat freylich Mühe gekostet, mich heraus zu arbeiten, und das Schlimmste ist, daß ich gar nicht weiß, wo ich bin. Möchtet ihr nicht die Güte haben, mir die Gegend zu nennen, meine gnädigen Herren?" — „Das sind wir nicht," antwortete der Jüngling lachend, „wir sind nur Diener; aber unsere gnädige Frau, die bey dem schönen Mondlicht hier im Freyen sich ein wenig ergehen wollte, hat euch stöhnen gehört. Sie kam erschrocken in den Garten zurück, und sandte uns heraus. Wir sollen euch nun zu ihr führen; aber erst müßt ihr euch umkleiden, ihr seyd ja ganz durchnäßt." Halb mit Gewalt ward Martin fortgeführt. Was er für Hütten angesehen hatte, waren ein paar kleine Gebäude am Eingang eines großen Hofes, der, mit eisernen Gittern umgeben, zu einem niedlichen Landhause führte. In einem dieser kleinen Gebäude mußte Martin seine Bergmannskleidung ablegen; ihm ward dafür ein recht hübsches, obgleich einfaches Kleid gereicht, in dem sich seine schöne Gestalt recht gut ausnahm. Auf seine wiederhohlten Fragen, wo er denn eigentlich sey,

erhielt er nur die Antwort: Er würde es morgen erfahren, und solle sich heute gütlich thun. — Er mußte nun vor der gnädigen Frau erscheinen, die sehr freundlich mit ihm sprach, und sich angelegentlich nach seiner Heimath und seinen Verhältnissen erkundigte. Anfangs war er ein wenig scheu; nach und nach aber sprach er ganz offen. Was ihm am meisten Muth machte, war eine seltne Aehnlichkeit der Dame mit seinem Mädchen; nur war die Dame größer und üppiger gebaut. Ihre blendend weiße Haut war durch die Fülle der braunen Locken und durch die gewählten Farben des Putzes noch erhöht; ihre glänzenden Augen schienen ihn durch und durch blicken zu wollen. — Martin fühlte, sie sey schöner als Suse; aber noch inniger fühlte er, daß er gewiß Susen wählen würde, wenn er die Wahl zwischen beyden hätte. — Die Dame führte ihren Gast in einen Saal, wo ein für ihn ganz neues Schauspiel ihn erwartete, eine Italiänische Oper, in welche künstliche Tänze verwebt waren. Man fragte ihn um sein Urtheil. Er wollte es anfangs nicht sagen; aber die Dame drang in ihn, nur ganz aufrichtig zu reden. — „Je nu, gnädige Frau!" sagte er, „so müssen Sie einem einfältigen Bergmanne zu gute halten, wenn er etwas Unge-

geschicktes sagt. Die Lieder, die wir und unsere Mädchen in Idria am Feyerabende zur Zither zu singen pflegen, gefallen mir besser, als diese künstlichen Triller und langgehaltenen Töne, die ich doch noch heller und reiner von der Nachtigall hören kann." — „Und die Tänze?" fragte die Dame lächelnd: „Die vollends!" — erwiederte Martin. — „Sehen Sie, gnädige Frau! bey unsern Kirchweihen und Jahrtagen fällt es keinen ein, zu tanzen, der nicht recht von Herzen froh ist; dann sind es aber auch wahre Freudensprünge. — Ihre Leutchen da verrenken sich beynahe die Glieder, und ringen die Hände, daß es einen Stein erbarmen möchte, und dann" — er stockte. — „Nun?" rief die Dame, „nur heraus mit eurer Meinung! sie unterhält mich." — „Ich wollte sagen," fuhr Martin mit niedergeschlagenen Augen fort, „wenn bey uns ein Mädchen in solcher Kleidung beym Tanz erschiene, sie bekäme ihr Lebtage keinen Mann." — „Man würde manches Mahl recht klug handeln," sagte die Dame, „bey euch einfachen Menschen anzufragen, was schön und was schicklich ist." — Sie rief nun einen aus ihrem Gefolge. „Carlo!" sagte sie, „zeige unserm lieben Gaste meine ländliche Wohnung, und

bring

bring ihn dann in die Grotte, wo ich zu Nacht zu essen pflege." Sie grüßte freundlich, und entfernte sich. — Carlo führte nun den erstaunten Martin durch eine Reihe von Zimmern, deren immer eines schöner verziert war, als das andere. Herrliche Gemählde schmückten die Wände; da aber bey den meisten der Kunst auf Kosten der Sittsamkeit gehuldigt worden, so besah sie Martin nur flüchtig. Bey einigen Landschaften, die hohe, schauerliche Gebirge vorstellten, verweilte er länger. In jedem Zimmer war wenigstens Ein Bildniß der Dame vom Hause, immer in anderer Stellung und Draperie, aber immer reitzend. Nun kamen sie in ihr Schlafzimmer. Es war ganz weiß mit Spiegelwänden, und nur mit Einer alabasternen Lampe erleuchtet; aber dieses Helldunkel, die schwellenden Ottomannen und die feinen Wohlgerüche, die hier verbreitet waren, mußten auf alle Sinne wirken. Martin fühlte eine Bangigkeit, die ihm peinlich war; er bath seinen Führer, weiter zu gehen, er könne den Geruch hier nicht vertragen. Carlo drückte an die Tapete: eine verborgene Thür öffnete sich, und sie traten in ein kleines Zimmer, in dem, außer einem sehr reinlichen Bette, einem Tischchen und ein paar Stühlen, nichts war, als ein

lebensgroßes Bild der Dame, ungefähr wie die Mädchen in Idria gekleidet. „Hier ist die gnädige Frau am allerschönsten!“ rief Martin unwillkührlich aus. — „Nun wohl! hier sollt ihr wohnen,“ erwiederte Carlo. — „Ach! für die paar Stunden, bis es tagt, bedarf ich keines Zimmers,“ sagte Martin — „und hier, so nahe am Schlafzimmer der gnädigen Frau — ich würde sie nur stören; denn in aller Frühe muß ich fort.“ — „Ey nicht doch!“ erwiederte Carlo, „die gnädige Frau scheint Vergnügen an eurer Gesellschaft zu finden; ihr müßt länger bey uns verweilen. Ich will euch etwas anvertrauen,“ fuhr er fort, ohne Martin zum Worte kommen zu lassen: „Die gnädige Frau ist Wittwe; sie wollte sich wieder verheirathen an einen jungen Grafen, den sie ungemein liebte. Alles war richtig; da erfuhr sie, daß er ihr ungetreu wäre.“ — „Das ist schlecht von ihm!“ rief Martin; — „ja wohl!“ sagte Carlo, — „aber nicht ungewöhnlich. Die gnädige Frau nahm sich dieß so zu Gemüthe, daß sie seit dem immer herum reist, um Zerstreuung zu suchen, aber so heiter wie diesen Abend, hab' ich sie noch nicht gesehen; es ist wirklich euere Pflicht, länger hier zu bleiben.“ — „Wenn ich könnte und dürfte,“ sagte Martin, „warum

nicht? aber wenn ich der gnädigen Frau meine Ursachen sage, wird sie mir selbst befehlen, nach Hause zu eilen." — „Ich zweifle," rief Carlo lächelnd; „aber kommt nun in den Garten! sie wird schon da seyn." — Der Weg ging zuerst über die Grasplätze, in deren Mitte große Blumenkörbe angebracht waren; hier dufteten herrliche Centifolien und Nelken, dort Tuberosen und Volkmanien. Dann gelangten sie durch ein Pomeranzen-Wäldchen zu einer hell erleuchteten Grotte, wo ein Tischchen für zwey Personen gedeckt, und mit den kostbarsten Speisen und Getränken im Ueberflusse besetzt war. Ein erfreulicher Anblick für Martin, der auf seiner abenteuerlichen Reise hungerig und durstig geworden war. Die Dame kam ihnen aus dem Hintergrunde der Grotte entgegen, wo eine sprudelnde Quelle wie ein Strom von Diamanten sich in ein Becken von Porphyr ergoß. Sie war ganz weiß und höchst züchtig gekleidet; ein Wink von ihr entfernte den dienstfertigen Carlo, und Martin ließ sich nicht lange nöthigen, sich zu Tische zu setzen. Lächelnd sah die Dame zu, wie eifrig er zulangte, und verrichtete dabey das Amt der Hebe mit großer Geschicklichkeit. Als er so ziemlich gesättigt war, tönte aus einiger Entfernung eine schöne Tenorstimme,

me, von einer Guitarre begleitet, durch die stille Nacht herüber; sie sang nach einer einfachen rührenden Melodie die Leiden zärtlicher Sehnsucht, erhob dann mit einem raschen Uebergange das hohe Glück der Liebenden, und schloß mit den gemäßigten Accorden des ruhigen Besitzes. Martin horchte mit großer Aufmerksamkeit, und ward darüber nachdenkend, bey nahe traurig. „Was fehlt euch, mein Freund?" fragte die Dame; — „es scheint, das Lied hat euch die Eßlust benommen — laßt euch doch nicht stören!" — „Ich esse keinen Bissen mehr, gnädige Frau!" erwiederte Martin, und schob den Teller von sich. — „Wer weiß, wo meine arme Suse hungert und durstet, oder in welche Hände sie gerathen ist. — O lassen Sie mich fort! diesen Augenblick! — ich muß sie suchen." — „Wenn ich euch minder gut wäre," rief die Dame, „so würd' ich dieß thörichte Unternehmen zugeben: wo wollt ihr sie denn bey der Nacht finden? Ihr kennt ja die Gegend nicht einmahl, und bis es Tag wird, kann sie sich nach Hause fragen; sie kann ja auch, so gut wie ihr, hülfreiche Menschen gefunden haben." — „Ach, das ist ganz ein Anderes" — sagte Martin; „sie ist ein schüchternes Mädchen." — „Nun," erwiederte die

Dame kalt, „so wird sie selbst bey Räubern Mitleid und Schutz finden.“ — „Suse bey Räubern!“ schrie Martin und wollte aufspringen; aber die Dame hatte seine Hand gefaßt, und hielt ihn fest. — „Wie ihr heftig seyd!“ sagte sie lächelnd; „hier herum sind keine Räuber. Könnt ihr denn nicht einen Augenblick Susen vergessen?“ „Nein, gnädige Frau!“ erwiederte er schnell, „so wenig als sie mich; dazu sind wir beyde nicht vornehm genug,“ setzte er etwas spöttisch hinzu. — „Es scheint,“ sagte die Dame erröthend, „Carlo hat geplaudert, und von euch ist es wenigstens nicht fein, mich dieß merken zu lassen; doch ich kann euch nicht gram seyn. Versprecht mir,“ fuhr sie fort, „mich mit eurem Mädchen zu besuchen! ich bin wirklich neugierig, sie kennen zu lernen.“ — „Wenn Sie es erlauben, und wenn Suse kommen will,“ sagte Martin viel sanfter; denn er wollte seine beleidigende Rede wieder gut machen. — „Nun so laßt mir diesen Ring zum Pfande!“ rief die Dame, die seine Hand nicht los gelassen hatte, ihn jetzt näher zu sich zog, und Susens Ring ihm vom Finger ziehen wollte. — Aber er riß sich los, und rief zornig aus: „Den Ring bekommen Sie nicht! und des Scherzes ist's nun auch genug; denn

von

von einer vornehmen Frau, wie sie sind, kann ich doch nichts anders denken. Sie haben mich gütig aufgenommen und bewirthet," sagte er ruhiger, „das lohne Ihnen Gott! aber nun lassen Sie mich ziehen!" — „Wohlan denn!" sagte die Dame, „nur noch einen Trunk zur Versöhnung; wir müssen als Freunde scheiden." — Sie schenkte ihm einen Becher voll süßen Weines ein; aber kaum hatte er ihn geleert, so spürte er eine unbeschreibliche Mattigkeit, und fiel bald darauf in einen todähnlichen Schlaf.

Wiedersehen.

Die Sonne stand schon sehr hoch, als sich Suse wieder deutlich besinnen konnte; sie sah voll Erstaunen um sich her, und erschrak nicht wenig, sich ganz allein an einem Orte zu finden, der einem weiten Kirchengewölbe ähnlich war. Ungeheure, von der Zeit geschwärzte Pfeiler schienen es zu stützen, und im Hintergrunde sah sie sonderbare Riesengestalten, die sie wegen der Dunkelheit gar nicht unterscheiden konnte; nur der Platz, wo sie saß, wurde von einen Sonnenstrahl erleuchtet, der durch die dichtverschlungenen Ranken am Eingange des

Gewölbes drang. Sie fuhr empor von einem Mooßlager — vielleicht einst die Ruhestätte eines wilden Thieres — nahm ihr Bündel, das ihr zum Hauptküssen gedient hatte, auf, und eilte, aus der schauerlichen Herberge zu kommen. Da stand sie nun auf dem Abhang eines ziemlich hohen Berges; ein Fußsteig führte sie in's Thal hinab. Das Rauschen eines Wasserfalles erinnerte sie an den vorigen Abend; sie übersann nun alles, was ihr begegnet war. Aufmerksam blickte sie noch ein Mahl zurück. — Ueber der Höhle, aus der der Strom hervor stürzte, befand sich eine zweyte, in welcher sie erwacht war; noch höher stand ein Schloß, halb in Ruinen versunken. Dieß konnte unmöglich alle die Menschen und die kostbaren Geräthe enthalten, die Susen so viel Erstaunen und Angst verursacht hatten; sie erklärte nun alles für einen unruhigen Traum, dankte Gott, daß es so war, und schritt unter stillem Gebeth um seinen fernern Schutz getrost fort. Nach einer Stunde ungefähr kam sie an einen Ort, wo sich mehrere Wege kreuzten; sie erblickte von fern einen Wanderer, den sie zu fragen beschloß. — Er kommt näher — beyde bleiben einen Augenblick stehen; — „Martin!" — „Suse!" rufen sie zugleich aus voller Brust,

und

und fliegen einander in die Arme. — Lange konnten sie vor freudiger Bewegung nicht sprechen; endlich begann Suse: „Sey nur nicht böse, lieber Martin! du hast mich gewiß die ganze Zeit über gesucht; aber ich hätte gestern Abends mein Leben verwettet, du riefst mich im Walde, und da lief ich beständig der Stimme nach, bis ich vor Angst und Ermüdung nicht weiter konnte.“ — Sie erzählte ihm nun, wie toll sie geträumt habe, und an welchem Orte sie heute erwacht sey. — „Noch begreif' ich nicht,“ sagte sie, „wie ich in die Höhle gekommen bin; mir war, als ob ich mich unter einem Baume niedergelegt hätte.“ — „So wie du das schilderst,“ sagte Martin, „bist du bey Lueg gewesen. Dort sind drey Höhlen über einander; am Eingange der obern haben sie vor Zeiten ein Schloß hingebaut. Ich kenne den alten Castellan, der da hauset.“ — „Ach Martin!“ sagte Suse, „halte mich nur nicht etwa für hochmüthig, daß ich so närrisch träumen konnte; ich habe gewiß nie an dergleichen Dinge gedacht, nicht einmahl solche Pracht jemahls gesehen.“ — „Was die Träume betrifft,“ erwiederte Martin, „da sey du nur ruhig! ich kann da auch ein Wörtchen davon reden.“ — Er erzählte ihr nun, wie ihn der klagende Zuruf

ruf durch den ganzen Wald bis in den Sumpf gelockt habe, wie er da heraus gekrochen und halb todt liegen geblieben sey, was für Herrlichkeiten ihm das erhitzte Blut vorgespiegelt habe, und wie froh er beym Erwachen gewesen, daß alles nicht wahr sey. — „Denk einmahl!" setzte er hinzu, „da lag ich am Ufer des Czirknitzer Sees, der zu gewissen Zeiten, wie ich dir öfter erzählt habe, sich in die Höhlen verliert, die ihn umgeben. Als ich erwachte, sprudelte er gerade wieder hervor." — Sie setzten nun ihren Weg fort. Immer fiel ihnen noch ein oder der andere Umstand aus ihren nächtlichen Erscheinungen ein, und oft mangelten ihnen sogar die Worte, alles, was sie gesehen hatten, zu beschreiben. Luftgestalten waren es zwar, aber keine Traumbilder, wie sie glaubten. — Wir müssen uns nun wieder an Porphyrio und seine Freundinn erinnern, die sich so sehr nach ihrer Wiedervereinigung sehnten. Bey einer seiner Wanderungen hatte Porphyrio Martin und Susen kennen gelernt. Die Schönheit der Kinder, ihre Gutmüthigkeit, ihre hohe Unschuld zogen ihn an; er war es, der ihnen als Bruder Anton sichtbar wurde, und ihrem Gemüthe durch seine weisen Lehren die Festigkeit zu geben strebte, deren sie zur Aus-

führung seines Planes bedurften. Saphyra, die immer in seiner Nähe blieb, errieth seine Absicht. Diese beyden liebenswürdigen und doch so anspruchslosen Geschöpfe mußten die Probe bestehen, oder es blieb keine weitere Hoffnung. Porphyrio verschwand nun vor ihren Augen; aber er umschwebte sie unsichtbar. Er und Saphyra hörten das Gespräch der jungen Leute auf dem Rückwege von Planina; dieser Augenblick schien der günstigste. — Wir haben gesehen, wie Martin und Suse geprüft wurden, und wie herrlich sie jeder Lockung widerstanden. Der Schwur war gelöst, und die beyden geistigen Wesen inniger als jemahls vereinigt. Nun mußten aber auch Martin und Suse den Lohn ihrer Tugend erhalten: fand Porphyrio das Mittel, sie wahrhaft und dauerhaft glücklich zu machen, so war auch der König der Geister versöhnt. Je näher die jungen Leute ihrer Heimath kamen, je mehr eilten sie, um recht bald Susens Eltern die Sorge zu benehmen, die ihr längeres Ausbleiben vielleicht verursacht hatte. — Eben schritten sie rüstig durch ein anmuthiges Thal, da glänzte etwas aus dem hohen Grase hervor; es war ein Meißel vom feinsten polirten Stahl und eine Spindel, diese und der Griff des Meißels waren von

einem schönen, röthlichen Holze, welches sie nicht kannten, gedrechselt, sehr glatt und glänzend. Als sie sich bückten, diese niedlichen Werkzeuge aufzuheben, war es ihnen beyden, als hörten sie aus der Luft herab liebliche Töne und die Worte: „Seyd fromm, fleißig und treu, so werdet ihr glücklich seyn!“ Sie sahen sich nach allen Seiten um. Martin stieg auf die Anhöhe; aber so weit sein Auge reichen konnte, war keine menschliche Seele zu sehen. Er kam wieder herab. „Ich glaube, wir träumen noch, Suse!“ rief er. — „Aber dieß ist doch Wirklichkeit,“ erwiederte sie, und deutete auf die gefundenen Sachen, die sie mit einer Art von Scheu wieder auf den Boden gelegt hatte; aber Martin nahm beydes auf, und besah es genauer. „Wenn dieß nicht etwa Spielzeug von unserer jungen Herrschaft auf dem Schlosse ist,“ sagte er, „so weiß ich nicht, wie es daher gekommen seyn mag. Ich kenne den alten Bedienten des Herrn Bergraths,“ fuhr er fort, „den will ich fragen; und wenn niemand darauf Ansprüche macht, je nun, so behalten wir, was der Zufall uns bescheert hat.“ — — Freudig wurden Martin und Suse zu Hause empfangen. Man hatte geglaubt, sie wären um einen Tag länger bey

der

der Muhme aufgehalten worden, und wunderte sich nicht wenig über ihre Abenteuer im Walde; von ihren Träumen erzählten sie nichts. Man wünschte ihnen herzlich Glück zu den Geschenken der Muhme und zu den gefundenen Werkzeugen. Da sich zu diesen kein Eigenthümer meldete, so glaubten alle, ein reisender Handwerker habe sie verloren, der wahrscheinlich nie mehr in diese Gegend kommen würde. — Porphyrio war indessen sammt seiner Freundinn wieder an den Hof des Königs der Geister berufen worden; denn er hatte das Glück zweyer guter Menschen nicht auf Glanz und Reichthum, sondern auf Fleiß und Genügsamkeit gegründet.

Beschluß.

Wenige Tage nach ihrer Zurückkunft wurden Martin und Suse getraut; sie fühlten sich höchst glücklich, und jedermann war ihnen gut. Martin war einer der fleißigsten Arbeiter, Suse eine sehr ordentliche, geschäftige Hauswirthinn. Sie hatte immer für die beste Spinnerinn in Idria gegolten; aber auf der schönen Spindel erreichte ihr Garn einen Grad von Feinheit, der allgemein bewundert ward. Sie schrieb dieß der vorzüglichen Schönheit des Flach-

ses

ses zu, den ihr die Muhme geschenkt hatte. Bey der Gemahlinn des Bergraths lebte eine Jugendfreundinn, eine geborne Niederländerinn, die sich mit Spitzenklöppeln beschäftigte; aber selten erhielt sie so feinen und gleichen Zwirn, als sie zu dieser Arbeit bedurfte. Sie hörte von Susens Gespinnste, kam selbst zu ihr, und fand ihre Erwartung noch übertroffen. Suse mußte nun immer dieser Frau das Garn bringen, die es sehr gut bezahlte. Sie gewann das junge fleißige Weibchen recht lieb; und als Suse das nächste Jahr von einer Tochter entbunden wurde, both sie sich zur Taufpathe an. Der Tag, an dem Suse ihren Vorgang hielt, war ein feyerlicher Tag für Martin; er war ganz neu gekleidet, und nahm den schönen Meißel, der sonst immer nur als Prunkgeräth an der Wand aufgesteckt war, mit zur Arbeit. Suse, mit der kleinen Toni auf dem Arm, begleitete ihren Mann bis an den Eingang des Stollen, wo in einer Halle das Bild des heiligen Anton von Padua aufgestellt war. Hier kniete sie hin, und dankte Gott für das schöne gesunde Kind, welches er ihr gegeben hatte, und empfahl es der Vorbitte des Heiligen; auch an den guten Bruder Anton dachte sie mit Liebe und Dank. Da hörte sie plötzlich ein verwirrtes Getöse aus

dem

dem Schachte herauf tönen. Sie zitterte am ganzen Leibe, denn sie glaubte, es sey ein Unglück geschehen; aber bald konnte sie unterscheiden, daß es Jubeltöne wären. Wie im Triumphe, ward Martin von seinen Gefährten herauf begleitet. Als er an seiner gewöhnlichen Stelle zu arbeiten beginnen wollte, berührte er kaum den Fels mit dem Meißel, als er borst, und das Quecksilber ganz hell und rein in solcher Menge hervor quoll, daß nicht Schläuche genug bey der Hand waren, es aufzufassen; die Bergleute mußten ihre Kappen unterhalten. So reiche Ausbeute, und mit so weniger Mühe, hatte man in langer Zeit nicht bekommen; daher der Jubel. Da sich dieß nachher mehrere Mahle ereignete, wurde es Martins Kenntnissen und seiner besondern Geschicklichkeit zugeschrieben, und er mit erhöhtem Gehalte zum Aufseher gemacht; er aber wußte wohl, daß es die Wirkung des Meißels sey, und hatte darüber seine eigenen Gedanken, die er jedoch keinem sagte. Gleicher Segen haftete auf der Spindel: Suse hatte immer weniger Zeit zur Arbeit, denn mit jedem Jahre vermehrte sich ihre Familie; aber wenn sie auch nur wenige Viertelstunden des Tages spinnen konnte, am Abende strotzte doch die Spindel von Garn. Als Toni heran wuchs, unterrichtete sie ihre Pathe

im Spitzenklöppeln. Sie wurde so geschickt, daß sie alle ihre Gespielinnen in dieser Kunst unterweisen konnte; und noch heut zu Tage verfertigen die Weiber und Mädchen in Idria eine große Menge Spitzen. Martins Familie wurde geehrt und wohlhabend; aber niemand beneidete sie, denn sie halfen mit Rath und That, wo sie konnten. Er und Suse erreichten ein hohes Alter im frohen Kreise ihrer Kinder und Enkel. Sterbend noch empfahlen sie diesen ehrlich, fleißig und genügsam zu bleiben, und besonders den Meißel uud die Spindel sorgfältig aufzubewahren. Dieß Geboth ward lange gehalten. Aber einst entstand in Idria eine Seuche, wodurch die Bewohner sehr vermindert wurden; man mußte Fremde in die Colonie aufnehmen. Diese brachten manche üble Gewohnheit, sogar manches Laster mit sich. Trägheit und Schwelgerey, die man sonst nicht gekannt hatte, wurden einheimisch; auch Martins Enkel wurden vom Beyspiele hingerissen. Die schöne Spindel, die man ehemals so sehr in Ehren gehalten hatte, lag nun im Staube; auf Ein Mahl war sie verschwunden. — Niemand wußte, wo sie hingekommen war. Den Meißel ließ einer von Martins Enkeln einmahl in der Trunkenheit in einen Abgrund fallen; seit dem gewinnt man das Quecksilber nur selten noch ganz rein und unvermischt.

V.

Der Blinde.

Eine Geschichte.

V.

Der Blinde.

Eine Geschichte.

Es war Nacht — eine schöne freundliche Nacht! Vom lieblichsten Mondglanz umflossen, senkte sie sich auf Hesperiens elisische Gefilde herab. Große Perlentropfen zitterten in den Blüten des Zitronenhains; Harmonien schienen in den Lüften zu säuseln, und die Nachtigall — o welche schmelzende Klage ergoß sie aus ihrer zärtlichen Seele seufzend in die Stille der Nacht!

Alles war Schlummer und Ruhe — nur eines gebrochenen Herzens Klage störte die stille Feier umher: es war das Herz eines unglücklichen Vaters. „Giacomo!" tönt' eine tröstende Stimme durch's Gebüsch. Der Unglückliche schreckte auf. „Mein Giacomo!" wiederholte die Stimme, und er ruhte — o welch eine süße Ruhestätte für den leidenden, und wenn eine Welt ihn verließ — er ruhte an dem

dem Herzen eines Freundes. Wie viele von den Unzähligen, die sich arm im Besitz eines Thrones fanden, dürfen sagen, daß sie von den Mühseligkeiten ihres Lebens so ruhten?

Ridolfo schwieg — sanft hieng sein Gesicht über dem Gesichte des Freundes, sein Blick hieng an des Freundes thränenlosem Auge; so hängt voll sanften Grams der Mutter Auge am leidenden Liebling. Aber noch tröstete Ridolfo seinen Giacomo nicht — Trost, um Eingang zu finden, verlangt ein geöffnetes Herz, und die erste tiefe Erstarrung solcher Schmerzen, wie Giacomo's waren, verschließen es unzugänglich.

Endlich siegte die wohlthätige Natur; dem Auge des Leidenden wurden Thränen. Er blickte zum Himmel empor, sah die Gestirne einzeln aus dem Schleier der Dämmerung blicken; sah ein jedes daherwandeln in seiner stillen Pracht, und überschaute ihre zahllose Fülle. „Ridolfo," sprach er aus tiefathmender Brust, „heut' erwachte das Frühroth schön, wie es „vielleicht nur am ersten Tage der Schöpfung „erwachte, und Guido sah es nicht — solch eine Nacht wie diese, und er sieht sie nicht! — Ach, nie wird er wieder den stralenden Morgen, nie wieder die feiernde Nacht mit ihren Gestirnen sehn! — Der Quell im Abendsonnenglanz, die

erste

erste Rose, die silberne Frühlingsblüte wird nie, nie wieder sein Auge erfreuen; der lebende Todte wird wandeln unter den Lebenden, wird nie den Wonneblick der Geliebten, nie den Himmel im Auge des Freundes schauen — o mein Guido, mein Guido, deine sanften Augen deckt eine schreckliche ewige Nacht!"

So rief er jammernd und drückte sein Haupt fester an die treue Brust des Freundes. Ridolfo weinte mit ihm. Plötzlich schreckten beide auf, denn eine unbekannte Gestalt, nächtlichen Erscheinungen in düstern Träumen gleich, stand vor ihnen. Das Auge des Fremden hatte etwa Verwildertes; sein Haar vom Nachtthau feucht, hieng glänzend schwarz in verwirrten Locken von den Schultern herab; sein Blick sprach glühende Phantasie, und an seiner gewölbten Stirn thronte ein furchtbarer Ernst.

Ridolfo sprang vom Rasen auf, wo er mit seinem Freunde saß. „Was bedeutet deine Erscheinung in einsamer Nacht?" sprach er mit fester Stimme zum Unbekannten. „Wer bist du?"

„Ein Unglücklicher."

„Ein Unglücklicher?" rief Giacomo. „O, sage mir, suchtest du Trost?"

„Edler Mann!" sagte der Fremde, „wie,

 dein

dein Herz ist voll, es will brechen unter dem Druck der eignen Last, und doch hast du Gefühl für fremden Schmerz? — Zurück, ihr Entwürfe, die diese schreckliche Nacht gebar!"

Hastig eilte er zurück, und ließ die Freunde erstaunt. Beide sahen in der Entfernung, daß er mit aufgehobner Rechte etwas in den vorüberfließenden Quell schleuderte, aber Entfernung und Dämmerung der Nacht verhinderte sie, zu erkennen was es war.

Ruhig kehrte er wieder; sein Auge war sanfter und trug die Spur vergossener Thränen. „Enthülle dich, du Furchtbarer!" sprach Ridolfo, als er ihn wieder erblickte, „erkläre uns dein geheimnißvolles Erscheinen im nächtlichen unbesuchten Gefilde, und sprich, bist du Freund oder Feind?"

Der Unbekannte wandte sich zu Giacomo. „Ist der dein Feind," sprach er, „welcher dir Trost bringen wollte? Ich, ich will es — du hast einen Sohn — —"

„Meine Hoffnungen sind dahin," seufzte Giacomo mit gebrochener Stimme. Mein Guido — — zu idealischen Hoffnungen erhob er meine Seele, aber sie sind dahin — — so tödtet ein verheerender Frost in Frühlingsnächten die zarte Frucht im Schooß der Blüte!

Ewige Nacht deckt das Auge meines Guido; Fieberträume des Wahnsinns zerrütten die göttliche Seele meiner Giuseppa — ich allein blieb was ich war, um der elendeste unter allen Sterblichen zu seyn! — Du nanntest Trost? Großmüthiger Unbekannter — auf Erden ist dieser für mich verloren!"

"Du hast Ursache zu trauern," sprach der Fremde, „aber laß sie sanfter seyn, die innige Trauer deiner Seele! Betrachte," so fuhr er mit feierlichem Tone fort, „betrachte dies ganze in stiller Größe wirkende Weltall um uns her — o — auch ich habe es gethan! Es war eine Nacht, die schrecklichste meines Lebens; da rang ich mit trostlosen Schmerzen, wie du — unzählige Sonnen und Erden wandelten indeß aus dem Schooße der Nacht über meinen Haupte dahin; zu ihnen erhob ich mein thränenleeres Auge, ahnete Ewigkeiten, und mir ward der Trost sanfter Thränen und stilles Gebets."

Giacomo erhob hier einen Blick voll feierlichen Ausdrucks zum Himmel, und bedeckte seine glühende Stirn mit den gefalteten Händen — Worte hatte er nicht; sie wurden Seufzer. „Du verlorest viel," fuhr der Unbekannte mit beklemmter Stimme fort, „aber ich verlor Alles! Laß uns Freunde seyn!"

Giacomo, hingerissen, drückte den Unbekannten an seine Brust. „Laß uns Freunde seyn," seufzt' er ihm nach — „der Himmel allein weiß, ob ich je Freuden mit dir zu theilen haben werde; aber du wolltest — ja, du wolltest meinen Kummer theilen. Komm und sieh ihn selbst; dann urtheile, wie tief das Herz eines Vaters verwundet ward!"

Der Unbekannte wandelte mit den beiden Freunden durch das einsame Gehölz. Am Ausgange desselben glänzte ein prächtiger Pallast ihnen entgegen — wie der köstlichste Edelstein im Diadem asiatischer Monarchen, so stralte auf den lieblichen Gefilden, welche jetzt in stiller Feier umherlagen, die stolze Villa, der Sitz einer langen Reihe edler Geschlechter, aus dem Blut der Colonna entsprossen. Den Unbekannten schien ein unwillkührlicher Schauder zu durchdringen, als er in den Pallast trat, aber nur von Ridolfo ward dies mit stummem Erstaunen bemerkt — sein wachsames Auge hatte den geheimnißvollen Unbekannten nicht verlassen.

Sie giengen durch verschiedene glänzend erleuchtete Zimmer, und gelangten endlich zu einem, wo ein kleines Bett stand, prächtig geschmückt, wie das Lager eines Fürstensohns; frische Blumenkränze und leichte Umhänge von

durchsichtigem Silberflor wallten um das Bett. Hier lag ein schlummernder Knabe — er glich dem Gott der Liebe, wenn er sanft im Arm seiner schönen Mutter entschlief. Seine blonden Locken kräuselten sich, wie zitternde Sonnenstralen durch Blütenbäume fließen, um die blendende Stirn; auf seinen Wangen blühte der Purpur der Rose, wenn sie im duftenden Morgenthau eben aus ihrer Knospe bricht. Ein wehmüthigsüßes Lächeln schwebte um seinen Mund, der an Schönheit den holden Mund der freundlichsten Grazie übertraf.

Giacomo beugte mit stummen Schmerzen sich über den Schlummernden hin — „er schläft!" war alles, was er seufzte; sein Herz flog sichtbar in der gepreßten Brust, und traurig schweigend verließ er das Zimmer.

Des Unbekannten dunkles seelenvolles Auge konnte sich nicht trennen von dem schlummernden Knaben, und eben so unzertrennlich war Ridolfo's Auge an den Fremden gefesselt. Nie, so dünkt' ihn, sah er eine edlere Gestalt; sie bot das treffendste Bild zum Ideal eines gebornen Herrschers, aus seinem stolzen Auge blickte ein unnennbares Etwas, welches sagte, er habe den schweren Kampf mit dem feindli-

chen

chen Schicksal gekämpft, ohne daß es ihn hätte besiegen können.

Endlich erhob der Unbekannte seinen Blick, und sprach ausdrucksvoll zu Ridolfo: „sein Name ist Guido?“ —

„Er ist es,“ sprach Ridolfo, „der kleine liebenswürdige Unglückliche! Vor einigen Tagen entschlief er am Rosengebüsch beim leisen Murmeln des Quells. Die zärtliche Mutter selbst bewachte seinen Schlummer; aber endlich wiegte das sanfte Quellengeflüster und das linde Säuseln der Rosenzweige auch sie in den Schlaf. Zur unglücklichsten Stunde beschlich er ihr Auge, denn als ein plötzliches Geschrei des Knaben sie erweckte, wurde sie mit Entsetzen ein giftiges Ungeheuer gewahr, welches jetzt eben von Guido's sanftem Gesicht in's dicke Gras schlich. Nur ein Geschrei der Klage entfloh ihren Lippen, und ohnmächtig sank sie dahin. Giacomo und ich sahen sie sinken, als wir um die Rosenhecke eilten; athemlos nahten wir; da tönt' uns Guido's ängstliche Klage entgegen. Mutter, rief er, wo bist du? Ist es denn so tiefe Nacht um uns? Ich kann dich nicht sehen, nicht die Sonne und den Rosenquell — o Mutter, wie sehr, wie sehr schmerzen meine Augen! —

So rief er, und wir — denke dir die Gefühle

fühle eines Vaters — wir wurden gewahr, der liebenswürdige Knabe, die schönste Hoffnung eines edlen Hauses, sei nun blind! Giuseppa erwachte — nur aus unzusammenhängenden Worten, die sie hervorseufzte, erriethen wir die unglückliche Begebenheit, denn sie erwachte in einem schrecklichen Zustande — Wahnsinn hatte ihre Lebensgeister zerrüttet!" —

Der Unbekannte schauderte. „Ja, Giacomo," sprach er mit tiefer Rührung, „in diesen Augenblicken littest du, wie ich gelitten habe!" — Er schwieg, und hing sanft über dem Schlummer des Knaben — so schwebt über dem stillen Sterbelager der Unschuld mit sanfter Schwermuth ihr Schutzgeist. — „Ich will dir Freund seyn, süßer Knabe," sprach er endlich — „wenn etwas fähig ist, das Licht deiner Augen dir zu ersetzen, so soll meine Liebe es thun."

„Er will ihn lieben!" rief eine unaussprechlich rührende Stimme, und eine Gestalt, das Ideal weiblicher Schönheit, trat vor den Unbekannten hin, blickte ihm mit schweigender Wehmuth in's Auge, und reichte ihm dann beide Hände. Ihre Wange war bleich, ihr schönes Auge schien verlöscht, wie der Stern der Frühe verlöscht, wenn schon der goldne Morgen siegend am Himmel hinaufgeht — ihre goldnen Lok-

ken

ken flatterten wild und nachlässig von dem schönen Nacken herab auf das wallende einfache Gewand.

„Ja, du wirst ihn lieben!“ sprach sie, und ein Lächeln sanfter Beruhigung stralte durch die tiefe Schwermuth ihrer Züge, wie der Mond durch dunkle nächtliche Regenwolken blickt — „du wirst ihn lieben, meinen Sohn, das, das fühlt mein Herz — o trenne nur nie dich von meinem Guido!“

„O Gott,“ rief der Unbekannte mit überwältigtem Gefühl, „ihr Anblick öffnet auf's neue die Wunden eines kaum geheilten Herzens!“ — Er verhüllte, indem er dies sprach, sein Gesicht mit beiden Händen — aber Guiseppa's Seufzer riefen ihn bald aus dem schwermüthigen Traume zurück. „Auch das Herz der Mutter,“ rief er lebhaft, „wird nicht mehr Zärtlichkeit für Guido haben, als das meine — vertraue mir deinen Sohn, Giuseppa!“

Die leiseste Empfindung ihrer Seele schien bei seinen Worten anzusprechen — mit unbeschreiblichem Blick legte sie seine Hand erst auf Guido's Augen, dann auf ihr Herz, und verließ mit sanften Thränen das Zimmer.

„Gott,“ sprach Ridolfo schmerzhaft, „so ist denn dieses das Loos der letzten Zweige des ed-

edlen Hauses Colonna! Wahrscheinlich," fuhr er fort, indem er sich gegen den Fremden wandte, „spreche ich mit einem Manne, dem die Größe dieses Hauses nicht unbekannt ist."

„Sie war es mir nie," antwortete der Unbekannte sehr ernst. „Doch genug — und wäre Giacomo ein König, so will ich machen, daß er sich arm fühlen soll, wenn er Guido und mich denkt." — Ridolfo schwieg — sanfte Ahnungen dämmerten, wie Bilder eines lieblichen Traumes, in seiner Seele; still und gedankenvoll saß er mit dem Unbekannten beim Lager des schlummernden Knaben, und von Zeit zu Zeit unterbrach nur ein freundliches Gespräch diese ruhige Stille.

Der Nachtigall letzten Töne verhallten nun in einsamen Thälern, der Mond erblich, und der Sterne mildes Licht erlosch allmählig im wallenden Gewölk. Die Nacht verschwand mit ihren Schatten, die silberne Dämmerung brach an, und feurig, wie der muthige Jüngling dem Schritt des schüchternen fliehenden Mädchens folgt, so folgte der dahinschwebenden Dämmerung das rosige, siegende Frühroth. Auf blühenden Gebüschen, in schattigen Hainen, an Quellen erwachte das Lied der gefiederten Sänger,

ger, und goß zuerst neues Leben in die ganze erwachende Natur.

Guido regte sich einigemale sanft, aber noch war er nicht völlig erwacht; Schatten, in Gestalt leichter Träume, gaukelten noch um sein Lager. Eine schöne Laute ruhte in einem Winkel des Zimmers. Der Unbekannte nahm sie — sein Blick war unbeschreibliches Gefühl — seine Hand irrte erst sanft, dann in den glühendsten Phantasien durch die Saiten; und Töne entlockt' er ihnen, fast zu himmlisch für ein sterbliches Ohr.

Ridolfo athmete kaum, und Guido richtete sich schnell empor. „Was ist das, o was ist das?" rief er mit einer Stimme, noch reizender als die Akzente der schönen Laute. „Es ist dein Freund," sprach der Unbekannte, „welcher dir den erwachenden Morgen verkündigt. Wo du den Morgen einst wiedersehn wirst, Guido, wird er unendlich schöner dir stralen, als du bisher ihn sahst! Es giebt ein Land — man nennt es das Land des Friedens — da erwacht die Frühe im schönern Licht; der Vögel Gesänge tönen süßer durch die Haine, und ein milderer Abendschimmer, ein sanfterer Mond, als bei uns, gehn hinter den Bergen hervor; aber bis du in dieses Land kömmst, Guido, soll ich

dir

dir verkündigen, wenn der Morgen hervorbricht oder wenn der wohlthätige Abend sinkt — ich soll dich unzertrennlich begleiten, und dein Freund seyn."

„Nahe dich," sprach Guido, „ich kann dich nicht sehen — wird diese Nacht denn ewig dauern?" —

Der Unbekannte nahte, schlang seinen Arm um ihn, und küßte ihn auf die blendende Stirn. „Im Lande des Friedens wirst du mich sehen," sprach er gefühlvoll zu dem himmlischen Knaben — „hier ist mir nur vergönnt, mit dir zu sprechen und dich zärtlich zu lieben, wie dein Vater, wie deine Mutter dich lieben."

„Wo sind sie?" fragte Guido traurig. „Ach — sie weint noch immer um meine Augen, meine sanfte Mutter; noch immer klagt mein Vater, daß sein Guido blind ward. Gott — nur die Morgenröthe und die Gestirne des Abends, nur meinen Vater und meine Mutter möchte ich wiedersehen können, sonst nichts! Aber nein — auch dich möchte ich sehen, mein Freund! Es waren himmlische Töne, mit welchen du mir den Morgen verkündigtest! Wie ist dein Name?" — „Nenne mich Leonzio!" sprach der Unbekannte.

Guido schmiegte sich liebkosend an seine

Brust.

Brust. „Mein Freund, mein Leonzio!“ sprach er, wirst du mir auch verkündigen, wann der freundliche Mond hinter dem Orangenhaine heraufgeht; wann die Sterne nach und nach aus den Abendwolken treten, und dann so zahllos und so schön am blauen Himmel stralen — ach, und wenn der Wiesenquell im schönen Golde des Abends glänzt? Wirst du mir sagen, wie herrlich die Blumen blühn, wie die bunten Vögel sich auf den Blütenzweigen wiegen? — Leonzio — von allen diesem ist noch ein so süßes Bild in meiner Seele, und wie würde ich trauern, wenn die Zeit es verlöschte! Ach, dein armer Guido verlor ja schon Alles!“

„Alles nicht, süßer Knabe!“

„Nein, nicht Alles — ich athme ja noch die Düfte vom Orangenhain her; ich höre ja noch die Nachtigall und deinen Morgengesang; auch die sanfte Stimme meiner Mutter höre ich, und fühle ihren Kuß auf meinen Lippen. Aber viel verlor dein armer Guido dennoch!“

Leonzio blickte mit unaussprechlichem Gefühl auf ihn, und liebkoste ihn schweigend. — „Du liebst mich, weil ich blind bin,“ sprach der schuldlose Knabe; „du kamest hierher, mich zu trösten — o ich bin dennoch glücklich, daß ich dich habe! Wäre ich nicht des Lichts meiner Augen

gen beraubt, vielleicht hättest du nie den armen Guido geliebt!"

Bei diesen Worten entfiel plötzlich eine volle Zähre dem Auge des Unbekannten, und netzte Guido's blonde Locken. „Heilige Unschuld der Kindheit," rief er, „wie mächtig bist du, auch dem gestählteſten Herzen! — Guido — vielleicht dennoch hätte ich dich unaussprechlich geliebt!"

Guido's sanfte Lippen ruhten noch einige Minuten auf Leonzio's Hand — dann erhob er sich schnell vom Lager, und bath seinen Freund, er möchte ihn gegen das Fenster führen, in welches die aufgehende Sonne stralte. Im feierlichen Schweigen erhob er dort seine gefaltnen Hände, und seine Lippen bewegten sich sanft, wie die Rose in den Morgenlüften.

„Er betet!" seufzte Leonzio leise. „Erhöre ihn, Alliebender, blicke segnend auf ihn, Seraph der Unschuld! Die Gebete dieses sanften Mundes sind unentheiligte Opfer!"

Ridolfo's Herz hatte diese Scene nicht ertragen — leise war er fortgeschlichen, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Giacomo und Giuseppa traten herein. Sie sahen Guido's schönes Gesicht; sein halb erlöschtes Auge stralte durch eine sanfte Zähre,

wie

wie ein milder Sonnenblick durch das Gewölk, wenn es an Frühlingstagen sich in einen duftenden Regen auflöst, aber sanfte Heiterkeit lächelte aus jedem seiner Züge. Giacomo betrachtete den betenden Knaben mit einem Blick, in welchem Schmerz und Wonne sich mischten, und umarmte voll tiefer Rührung Leonzio'n. Giuseppa, das himmlische Geschöpf, jetzt weit ruhiger und unendlich schöner als gestern, drückte schweigend dem Freunde ihres Sohnes die Hand. Ein leiser Seufzer, den sie nicht unterdrücken konnte, machte, daß Guido plötzlich sich umwandte, und mit holder Zärtlichkeit rief: „o meine Mutter!" — Giuseppa küßte ihn zärtlich — Guido sprach mit innigem hingerißnen Gefühl von seinem heutigen Erwachen, von seinem Freunde Leonzio, und jedes seiner Worte war ein lindernder Balsam für das Herz seiner Eltern. „Leonzio — o wie danke ich dir, mit welchem Namen nenne ich den Freund meines Guido?" rief Giuseppa.

So ward diesen schönen Seelen ein Theil ihres ehemaligen Friedens wiedergegeben, und stündlich fesselte sich Leonzio mit innigerer Liebe an den Knaben — Guido's Schutzgeist wand das sanfte Band mit Blumen des Himmels. Als der Abend sank und der Mond langsam

hin-

hinter den Orangenhainen heraufwallte, führte Leonzio den Knaben in die Schatten, wo himmlischer Duft in den Lüften zerfloß, wie Weihrauchdüfte in heiligen Hallen der Tempel zerfließen. — Guido saß auf blumigem Rasen und athmete die laue Luft mit stiller Wonne — da floß sanft durch die Schatten des Orangenhains ein seelenschmelzender Flötengesang, die Nachtigall lauschte im Haine, beantwortete dann die süßen Töne erst mit einzelnen gebrochenen Seufzern ihrer zärtlichen Klage, dann mit den volltönenden Akkorden ihres nächtlichen Feiergesanges.

„Leonzio"! — rief Guido aus tiefathmender Brust. „Der Mond wallt hinter dem Orangenhain empor, die Silbergestirne treten langsam aus den Gewölken — ich fühl' es! O so war es in meiner Seele, als ich den Mond und die Gestirne noch sehn konnte!" — Leonzio ließ die Flöte aus seiner Hand in's thauige Gras sinken — er lehnte Guido's sanftes Gesicht schweigend an seine Brust und hing mit sanft trauerndem Blick über dem Knaben. „Im Lande des Friedens!" seufzte Guido, und drückte seines Freundes Hand an seine Augen. Endlich brach die Nacht heran, der Thau blinkte feucht im Grase, und Leonzio geleitete den Knaben

zum Pallast zurück, wo er ihn wechselsweise mit freundlichen Gesprächen und den Tönen seiner Flöte in Schlummer wiegte.

So erheiterte Leonzio's zärtliche Sorgfalt jeden der Tage seines Guido. Zwar goß auch zuweilen eine stille Schwermuth ihre Dämmerung über diese schuldlosen Tage, besonders wenn Leonzio sich von seinem jungen Freunde und dem Hause Colonna trennte, um einsame Hütten zu besuchen, ohne daß das Ziel seiner Wanderungen je seinen Freunden bekannt wurde. An solchen Tagen war es in Guido's Seele, wie wenn ein dämmernder Regentag im Frühling das milde Antlitz der Natur in stille Trauer verhüllt, und nur der Gedanke an Leonzio's Wiederkehr wurde ihm wie der Sonnenstral der von Zeit zu Zeit aus der sanften Dämmrung dringt, und den Gewölken freundlich erheiternde Farben leiht.

So wie Guido sich allmählig mehr und mehr dem Jünglingsalter näherte, traten unter der Führung des Weisen, der ihn erzog, hohe Ideale an die Stelle der lächelnden Bilder, mit welchen seine kindische Phantasie sich schmückte, wie ein Frühlingsmorgen sich mit lächelnden Blumen schmückt — hohe feurige Ideale, dennoch sanft geleitet in ihrem Fluge, durch wahre

Kenntniß des Schönen und Edlen; mit göttlicher Schönheit verschmolzen sich die rosigen Farben seiner Phantasie in das volle reine Licht der nie irrenden Wahrheit. Aus belehrenden Schriften, den unsterblichen Quellen geistiger Freude, schöpfte auch Guido's dürstender Geist; für ihn war sie nicht todt, die geheiligte Stimme großer Entschlafnen und großer Lebenden; die Stimme, welche im stillen Schatten des Hains oder in jeder seligen Einsamkeit zu unserm bessern Selbst so innig spricht, uns Glückseligkeit finden läßt im Umgange mit uns selbst, welcher nur dem Thoren oder dem Lasterhaften unschmackhaft werden kann. Für Guido war sie nicht todt; die Weisheit jener unsterblichen Geister floß sanft, wie der Thau von Morgenrosen, für ihn von seines Freundes Lippen. Aus gehaltreichen Schriften sprach Leonzio zu der Seele des Jünglings, und volles strömendes Licht trat an die Stelle der lieblichen Dämmerung ihrer Kindheit. Er lernte Thränen heiliger Empfindung weinen an den Urnen großer Entschlafenen der Vorzeit; das Bild ihrer Thaten grub sich mit Feuerzügen in seine Seele, um nie daraus zu verlöschen. Seinem körperlichen Auge hüllte die Schöpfung sich in Nacht; er konnte nicht die Natur in ihrem herr-

lichen Wandeln belauschen, nicht den Pinsel in sprechende Farben tauchen, um die idealischen Schönheiten einer Flur, wenn sie im Purpur der Frühe oder im Rosengold des sinkenden Abends schwimmt, auf die beseelte Leinwand zu zaubern; aber herrlicher, im höhern Lichte stand das schöne Weltall vor den Augen seines Geistes. Idealisch schön waren Guido's Phantasieen — wenn er mit schwärmerischen Gefühlen vielleicht nie gehörte Töne aus den Saiten seiner Laute oder aus seiner Flöte hervorrief, so benannte seine glühende Einbildungskraft sie mit eben diesem schwärmerischen Gefühl. Die, deren rascher Gang freudig daherrauschte, nannte er den Glanz des Frühroths oder das volle Tageslicht; die minder lebhaften nannte er Farben lieblicher Blumenbeete, und die sanftesten, welche in den seligern Stunden seiner liebenswürdigen Schwärmereien aus seiner Seele flossen, verglich er dem wallenden Schimmer der Mondnacht, wenn sie im Sternengewande über feiernden Gefilden schwebt — „aber ach," seufzt' er dann, indem er die Flöte langsam aus seiner Hand ins duftende Gras sinken ließ, „diese kann ich nicht schildern — auch meiner eigenen Seele nicht!"

Nun war der holde Knabe zum Jünglinge auf-

aufgeblüht, und leise Ahnungen eines seligern Gefühls als bisher alle seine himmlischen Phantasieen ihm gewährten, regten sich in seiner Seele .... er seufzte .... eine geheime Sehnsucht, die er empfinden aber nicht schildern konnte, goß den Schleier einer leichten Dämmerung über das lächelnde Morgenroth seiner Tage. Leonzio hatte diesen Zeitpunkt erwartet, um die Tage des Jünglings mit neuen himmlischen Blumen zu kränzen.

Giacomo und Giuseppa wagten nicht, unter den Töchtern der Edlen umherzublicken, zu wählen für ihren Guido. „Welch eine Seele müßte es seyn," sprachen sie oft, „deren Liebe ihm würde, was ihm die Liebe seines Leonzio ward, und ach — würde der gefühlvolle Schwärmer nicht fodern, sie sollte ihm mehr noch seyn? Die stolzen üppig prangenden Töchter Italiens und dieser Blinde — und dieser Blinde ein Guido!" — Wenn Leonzio diese Gespräche hörte, so schwieg er mit sanftem Ernst, und Niemand vermochte es, den Unerklärlichen zu errathen.

An einem schönen Abend, als die ganze Natur Harmonie war, und süße Feier, auch im leisesten Lüftchen, durch die Gefilde säuselte, führte Leonzio seinen Freund unter die duften-

den Schatten des Orangenhains zu einem klaren Wasserfall, dessen süßes Geschwätz sie oft beide ergötzt und in angenehme Träumereien gewiegt hatte. Ein säuselndes Lüftchen bewegte die belaubten Zweige und die Silberblüten der Orangen taumelten herab, wie blendende Flokken vom Schneegewölk; so bestreuten sie Guido's blondes geringeltes Haar — seine blühenden Wangen glichen den schüchternen Erröthen, mit welchem die ernste Mairose aus ihrer Knospe bricht; sein Anblick rief das Bild des jungen Zephir zurück, wenn ihn Flore, voll sanfter, wonniger Zärtlichkeit mit tausendfachen Blumenkränzen fesselt, mit tausendfarbigen Blüten umkränzt. Die Quelle rauschte sanft, lieblich wehte die Abendluft. Leonzio und Guido sanken schweigend auf einen blumigen Abhang, dem Liede der Nachtigall zu lauschen. Plötzlich hörten sie ganz in der Nähe die Töne einer Laute — wäre es möglich gewesen, schöner noch als die Lautentöne Guido's — und der Gesang einer unaussprechlich reizenden Stimme floß mit den zärtlichen Klagen der Nachtigall durch das stille Thal.

„Wo ist sie, o wo ist sie?" rief Guido außer sich. „Dieser Gesang — ja, dieser ist

schön

schön wie die Mondnacht! So schwebt sie im lieblichen Bilde vor meiner Seele!

„Seraphine!" rief Leonzio. Ein Mädchen über allen Ausdruck reizend, schwebte im leichten Hirtengewande daher. Sie war es, welche einsam im Haine gesungen hatte — sie sah sich um, als Leonzio rief, erblickte ihn und flog in seine Arme. „Theurer, theurer Freund!" rief sie mit einer Stimme, sanfter als die Flöte im Abendhain tönt. „O wie lange sah ich dich nicht in der Hütte am Quell! Aber wie? — Täuschen mich die Ahnungen meiner Seele nicht — Leonzio, so seh' ich deinen Guido!"

„Den unglücklichen Guido!" sprach der Jüngling schmerzhaft. „Holdes Mädchen, wie reizend mußt du seyn, wenn dieser Ton der Stimme, dieser sanfte Ausdruck in deinen Worten ein Abbild deiner Züge ist! Und ich — — o Seraphine — ich kann dich nicht sehen — ewige Nacht deckt mein Auge!"

„Guter, lieber Jüngling," sprach Seraphine mit einem Blick, mit einem Tone, in dem ein Himmel voll Unschuld lag; „wie gern entbehrte ich meiner Augen, um das Licht deinen sanften Augen wiederzugeben!"

Sie berührte mit leichter liebkosender Hand sein Gesicht; er fühlte das leise Beben dieser

Hand,

Hand, fühlte es bis in das Innre seiner Seele. „Seraphine!“ rief er . . . ein Bild, idealisch schön wie Engelgestalten, schön wie Seraphine selbst, schwebte vor seiner raschen Phantasie, und erfüllt war jede wonnevolle Ahnung seiner Seele. „Seraphine!“ rief er nochmals mit inniger Empfindung, und drückte ihre Hand bald an sein Herz, bald an seine glühende Stirn. — „Warum,“ so sprach er wieder nach einem langen seelenvollen Schweigen, „warum stralt denn jetzt die Wonne einer neu geöffneten Schöpfung um mich? — Ich fühl' es am linden Wehen des Orangenhains, die Mondnacht wandelt herauf — aber warum trat sie nie in so lieblichem Zauber vor meine Seele? — Du, o du öffnetest mir das Heiligthum einer neuen Schöpfung — der scheidenden Sonne Purpur, die Gestirne im heiligen Glanz, der milde Schimmer des Mondes wandeln sanft, wie Harmonien, bei mir vorüber; mir ist, als ob der Schleier ewiger Nacht von meinem Auge gewichen wäre, seit du mit dem Ton der Engelsgüte zu mir sprachst: guter lieber Jüngling! — O wie schön mußt du seyn, Seraphine — welchen Reiz muß deine Herzensgüte über deine blühende Wange, über dein sanftes Auge verbreiten!“

„Nicht

„Nicht so schön als du, Guido,“ sprach Seraphine, indem sie seine geringelten Locken sanftlächelnd berührte; „nicht so gut, als du,“ fuhr sie fort, und lehnte ihre Stirn schüchtern erröthend an seine Schulter — „so gut wie du, ist Seraphine nicht!“

„Wie kamst du hieher?“ fragte Guido mit unbeschreiblichem Ausdruck. „Welcher liebevolle Schutzgeist führte dich in ein Thal, wo ich sonst nie den himmlischen Ton deiner Laute oder deiner Stimme hörte; wo deine Gegenwart dem Blinden ein neues seligeres Dasein gewährt? — Wie kamst du hieher, Seraphine?“

Indem er dies sprach, ruhte ihr Haupt an seiner Schulter, er hielt ihre bebende Hand in der seinigen, und seine ganze Seele war sanfte reine Zärtlichkeit. Leonzio, eine schöne Zähre im Auge, blickte zum Himmel. Schweigend ehrte er die seligen Augenblicke einer ersten Liebe schuldloser Herzen, dann erhob er mit feierlicherm Ernst sein Auge — es was sichtbar, daß eine große Empfindung seine Seele beschäftigte — so seufzte er aus tiefathmender Brust einigemale; Versöhnung, Versöhnung, Colonna! —

„Seit ich einiger Erinnerung fähig bin,“

so beantwortete Seraphine die Frage Guido's, „seit meiner ersten Kindheit lebte ich in den Thälern der Appenninen; einen Hirten, dessen Locken schon silberweiß waren, wie das Gefieder des Schwans, nannte ich meinen Vater, und seine Gattin meine Mutter. Als ich heranwuchs, führte ich die kleinen buntgefleckten Ziegen zur Weide, pflegte der Blumen und Fruchtbäume unsers Gartens, und fischte in den Bächen, welche unser Thal mit klaren Fluten wässerten. Meine glücklichsten Tage waren die, welche Leonzio in unserer Hütte zubrachte — er kam von Zeit zu Zeit, und lehrte mich vieles, wovon meine vermeinten Eltern gar keine Begriffe hatten. So hörte ich z. B. von den Hirten der Appenninen nie andere Melodieen, als die sie aus einem heisern Rohr hervorriefen, wenn sie des Abends ihre Heerden von den Grasweiden auf schroffen Abhängen der Berge in das stille Thal geleiteten; aber Leonzio brachte mir zuerst diese Laute, und lehrte mich Empfindungen auf ihren Saiten ausdrücken, welche ich in den Thälern der Appenninen nie gekannt hatte. Er bereicherte meinen Geist mit Begriffen, mein Herz mit Gefühlen, aber keines dieser Gefühle war schöner, als wenn er von dir, lieber Guido, sprach.“

„End-

„Endlich starb der alte Hirt, mein Pflegvater, und seine treue Gattin bald nach ihm. — Leonzio und ich pflanzten noch zwei Bäumchen und viele Blumen auf ihre Gräber, die ich mit Thränen benetzte; dann verließen wir die einsame aber glückliche Wildniß jener Gebirge, und indem wir sie verließen, entdeckte mir Leonzio: daß die frommen Hirten, von deren Gräbern wir schieden, meine Eltern nie waren, daß längst schon dichte Schatten sich über dem Grabe meiner Mutter wölbten, aber daß ich noch einen Vater habe. O Leonzio, rief ich weinend, warum konntest Du dieser Vater nicht seyn? — Er drückte mich schweigend an sein Herz, und ich vermochte nicht mehr, davon zu sprechen.“

„Endlich geleitete er mich in ein schönes, weit freundlicheres Thal, als das was ich bisher bewohnte. Er übergab mich der Aufsicht einer sanften edeln Frau, die mich den Tag hindurch auf tausenderlei angenehme Art beschäftigte. Er selbst kam oft, mich zu sehen, und immer sprach er nur von dir — o Guido, mit welchen rührenden lebhaften Farben malte er meiner Phantasie dein Bild! Nichts Theureres hatte ich; nie glaubte ich etwas Theureres

ha-

haben zu können — ach, ich kannte dich selbst noch nicht!"

Die tiefste Rührung unterbrach hier Seraphinens Stimme, als Giacomo und Giuseppa erschienen. Sie waren bestürzt bei dem Anblick des reizenden Mädchens — ein Blick auf Guido erklärte ihnen alles — — „sie ist seiner werth!" — so beantwortete Leonzio diesen fragenden Blick, und Giuseppa umarmte Seraphinen mit hingerissenem Gefühl — Giacomo vergaß des stolzen Namens und Blutes der Grafen Colonna. —

So war sie angebrochen, die schöne Morgenröthe der seligsten Tage Guido's! — Aller Genuß, alle Freuden seines bisherigen Daseins ließen oft Trübsinn in seiner Seele, ließen ihm oft ein gewisses unnennbares Etwas zu wünschen übrig, aber jetzt kannte er diese dumpfe Leere nicht mehr. Bei dem bloßen Namen, Seraphine, strömten in seiner Seele zahllose Gefühle zusammen, deren Fülle sie kaum zu fassen vermochte. Selige Stunden, in welchen Guido am Orangenhain an stillen Abenden lauschte, ob er nicht ihr leises Wandeln hörte vom sanften Abhang des Hügels, wenn sie dann mit leichtem Fußtritt herabhüpfte ins Thal, und mit ih-

ihrer sanften himmlischen Stimme rief: Leonzio, erlaube mir, dich zu sehen!

Sehr oft waren Giacomo und Giuseppa Zeugen ihrer schuldlosen Glückseligkeit; Leonzio war es beständig; Leonzio, ihr Freund, der Schöpfer ihres ganzen jetzigen Daseins voll Seligkeit. Sanft, wie der Taube säuselnder Flug im Rosenschatten des Abends wallt, sanft flossen ihnen die Stunden unter dem holden Geschwätz der Zärtlichkeit, unter seelenvollen Gesängen zu den Akkorden der Laute, und unter dem reinen Erguß von Gefühlen, die edler Liebenden beßres Selbst weit über jede irdische Glückseligkeit erheben — wie unendlich mehr erhoben sie die Seelen eines Guido und einer Seraphine! — Niemand wußte, welchen Eltern die reitzende Seraphine das Leben dankte; ihr Blick, ihr Anstand war edel, als sei sie für einen Thron geboren; eine hohe angeborne Würde leuchtete aus Allem, was sie sagte oder that, und dennoch war sie ganz Unschuld, ganz edle Einfalt. In einiger Entfernung von der stolzen Villa der Colonna lag, umgeben von Haselgesträuchen, nicht viel über sie erhoben, ein Hüttchen, dessen ländliche Ansicht dem gefühlvollen Beobachter das lächelnde Bild der ehemaligen Schäferhütten Arkadiens zurückrief.

Von

Von dort aus schwebte Seraphine, ihre Laute am Arm, leicht und fröhlich den Blumenhügel herab, wie Flora von goldnen Frühlingswölkchen schwebt, und mit seligem Entzücken empfing sie ihr Guido — zärtliche Thränen weinte oft Giuseppa auf des Mädchens schönes offnes Antlitz, und nie fragte das edle stolze Haus der Colonna: wer ist das Mädchen, in welchem einzig die Seele unsres Sohnes lebt? —

Einst war ein schöner stiller Mondabend, lieblich dufteten die Haine und ihre Blumen im nächtlichen Thau, Nachtigallen flöteten, und das Murmeln der Rosenquelle wiegte die Seele in schwärmerisches Träumen. Aus Seraphinens sanftathmender Brust verhallten die letzten Töne eines entzückenden Gesanges — an ihrer Schulter ruhte sanft das Haupt ihres Guido; er hatte die vereinten Hände seiner Eltern an sein Herz gedrückt, und Leonzio's Auge hieng mit schwermuthsvollem Ausdruck an der interessanten Gruppe.

„Jetzt noch,“ so sprach Guido mit seelenvollem Ton, „jetzt noch nenn' ich euch alle mein — dich, mein Vater, meine zärtliche Mutter! Dich, mein Leonzio, und meine geliebte Seraphine! Aber dies schwärmerische Gefühl, welches meinem verblindeten Auge idealische

Sce-

Scenen, Blicke in seligeren Welten aufschließt, öffnet ihm auch die dunkle, traurige Aussicht in Gräber! Es wird ein Tag seyn, der mir den liebenden Vater entreißt; ein Tag, der dein Auge schließt, Giuseppa — das Auge, dessen Thränen oft so zärtlich die Wange deines Sohnes netzen! Ein Tag wird seyn, der mir die Hälfte meines Daseins in Dir nimmt, Leonzio! Dann wird der unglückliche Guido allein bleiben, allein in einer großen, für ihn freudenleeren Schöpfung — es sei denn, daß Seraphine — — o Gott, welches Opfer verlangt mein Herz?"

„Seraphine!" seufzte Giuseppa — „ja nur sie kann meinem Guido Alles werden, was wir jetzt ihm sind! Er wäre in der That ohne sie allein in der Schöpfung, Giacomo! — Könntest Du den Gedanken denken, von dieser liebenden Seele die seine zu reißen? Vergaßest du nicht, wie ich, des Bluts der Colonna, und sahest in dem sanften Hirtenmädchen nur ein edles Herz, das den blinden Guido liebt?

Giacomo erhob einen Blick voll unbeschreiblichen Ausdrucks zum Himmel. Er nahm Guido's Hand und wollte sie in die Hand Seraphinens legen: aber plötzlich rief Leonzio, indem er Seraphinens Hand heftig wegzog: „halt ein,

ein, Colonna — lerne sie erst kennen, die du zur Gattin deines Sohnes wählst!"

Die heftige Bewegung, mit welcher Leonzio sprach, das Verstörte in seinem Blick erschreckte Giacomo'n. Er ließ Guido's Hand sinken, und auf seinen Lippen starb die ängstliche Frage: was thatest du? —

Leonzio's Haupt sank auf seine Brust; er schien abwesend, seine Seele arbeitete im schwersten Kampf. Endlich ruhte sein Auge auf dem Antlitz des leidenden Guido — sichtbar ward es, wie jetzt seine starken Gefühle in sanftere verschmolzen; sie giengen in den Blick seines strömenden Auges über, und indem er Guido'n in rascher Umarmung an sein Herz drückte, sprach er: „du sollst dennoch glücklich seyn!" —

Mit einer Stimme, die unendlich sanfter war als Harfenlispel im milden Abendhauch, mit rührendem Klageton, rief Giuseppa: „Du versprichst ihm Glückseligkeit, und trenntest Seraphinens Hand von der seinen? — O Leonzio!" —

Ruhiger, aber mit feierlichem Ernst wandte sich Leonzio zu Giacomo. „Versprich mir, sagte er, deinen Gefühlen zu gebieten, daß du meine Erzählung von dem, was Seraphinen betrifft, ohne Leidenschaft anhörest, und dann entschei-

scheide, ob sie die Gattin deines Sohnes werden soll."

„Sie soll es!" rief Giacomo — „und besäße die Tochter meines F e i n d e s ein Herz wie Seraphine, so wählte ich die Tochter meines Feindes zu seiner Gattin."

„Du versprichst viel!" sagte Leonzio bedeutend. „So höre die Begebenheiten dessen, der Seraphinen das Leben gab, und dann entscheide!"

„Zwei der edelsten Häuser Italiens hatten, seit Generationen, das unselige Gelübde bitterer Feindschaft gegen einander gethan — Verfolgungen von einer und der andern Seite fachten die gefährliche Flamme immer mehr an, und keine wohlthätige Hand, die sie löschen wollte; kein Freund, der den Verblendeten das sanfte Wort Versöhnung in die haßerfüllten Seelen rief! — Oft veranlaßte dieser Mächtigen nun verjährte Rachsucht Unruhen, welche Italien mit Schreckensscenen erfüllten, friedliche Wohnungen der Unschuld mit Blut überschwemmten, mit wüthenden Flammen verheerten, und das Herz des Vaterlandes zerrissen."

„Der letzte unglückliche Sprößling einer dieser Familien — ich nenne ihn Ruggiero — wurde das Opfer eines so lange genährten Hasses.

ses. Hoher Geist, überwiegendes Talent, und Reichthümer, die unermeßlich genannt werden konnten, bahnten ihm den Weg zu des Vaterlands höchsten Ehrenstellen. Auf dieser glänzenden Laufbahn stellte sich ihm ein Mitbewerber entgegen, welchen die Geburt schon zu seinem Erbfeinde machte, denn dieser war ebenfalls ein Urenkel einer langen Reihe, gegen Ruggiero's Stamm feindlich gesinnter Vorfahren. Beide wetteiferten um die Gunst ihrer Fürsten; beide hätten das Vaterland in neue gefährliche Unruhen verwickelt, hätte nicht der frühe Untergang Ruggiero's dem hereinbrechenden Strome Gränzen gesetzt. Er hatte das Unglück, seinen Feind in einem Zweikampf zu erlegen, den lange und unauslöschliche Kränkungen von beiden Seiten vorbereitet hatten. Die bisherige Milde edler Beherrscher wurde nun ahnende Gerechtigkeit. — Ruggiero erfuhr sie in aller ihrer Strenge. Verbannt, seiner Güter beraubt, irrte er unstät an den Gränzen seines Vaterlandes umher. Eine der edelsten Römerinnen, eine der edelsten ihres Geschlechts, schön wie Giuseppa, gefühlvoll und tugendhaft wie sie, hatte als Gattin einst himmlische Blumen der Freude in Ruggiero's Tage gewunden; jetzt theilte sie edelmüthig das Loos des unglücklichen

Ver-

Verbannten — ihre Seele war standhaft, aber ihr Körper, zu zart für den lastenden Druck gehäufter Leiden, unterlag! — Wie eine Frühlingsrose, wenn der tödtende Südwind auf schwerem Fittig sich über die mittägliche Küste wälzt, sank sie dahin, und die stille Flur um eine arme Hütte, des Verbannten einziger Zufluchtsort, empfing die Asche der edlen Camilla — mit ihr wurde die letzte der Freuden Ruggieros in die schauerliche Gruft versenkt. Ihm blieb noch ein einziges Wesen, an welchem in jenen schrecklichen Momenten sein Dasein wie an einem schwachen Faden hieng; eine Tochter, die noch Säugling war. Er ließ sie in den Händen treuer Pfleger und eilte zum Pallast seines Feindes, unerkannt, in furchtbarer Rache glühend — sein Feind mußte der seyn, welcher von jenem verhaßten Blut abstammend, nun wie Ruggiero, der letzte seines Hauses war. Ruggiero's Hand war mit dem Dolch der Rache bewaffnet, aber er fand seinen Feind nicht, wie er wähnte, im Schooße des lächelnden Glücks, und die tiefen Leiden, welche das Herz zerrissen, das Ruggiero ehemals hassen konnte, entwaffneten seinen furchtbaren Arm, verwandelten seine Wuth in Wunsch der Versöhnung. Er schleuderte es von sich, das unglückliche Werkzeug der

Rache, und mit ihm sank der langgenährte Haß in den Abgrund — —"

Giacomo blickte dem Erzählenden bedeutend ins Auge.

„Er ward der Freund seines Feindes," fuhr Leonzio fort, „weil dieser ihn nicht kannte, nur seinen Namen haßte, ohne je die Züge seines Gesichts, oder sein Herz gesehn zu haben. So trennt, so vereint oft ein unglücklicher oder glücklicher Wahn die Seelen der Sterblichen. Auch du, Giacomo, würdest vielleicht mich hassen können, wenn du wüßtest wer ich wäre. Das Gesetz des Lehrers, welcher ewige Liebe war, gebietet euch Christen zwar nicht, den Andersdenkenden, den Irrgläubigen zu hassen oder zu verfolgen, aber Gesetze eurer Lehrer, welche Irrthümer zu den reinsten, heiligsten Wahrheiten mischten, haben euch Haß und Verfolgung gegen denjenigen gelehrt, welcher den nämlichen Gott, den nämlichen Vater aller Wesen, den ihr bekennt, nur auf andere Art als ihr, verehrt. Christ, würdest du mich nicht hassen, wenn ich dir bekennte: ich bete zu diesem Gott nach dem Gesetz der bloßen Natur oder Mahomeds — —"

„Nein!" fiel Giacomo lebhaft ein. „Der Name Mensch giebt heiligem Anspruch auf Bruderliebe, der Name Wohlthäter knüpft enger ihr

Band — und so wurdest du mir mehr als Bruder!"

„O Gott!" seufzte Leonzio aus gepreßter Brust — „meine Seele, die so selten erschüttert wurde, bebt vor der entscheidenden Minute! Ich bin Mensch, Giacomo, bin mit dir eines milden Vaters Geschöpf; ich bin Christ, wie du; aber — hier flog sein Herz sichtbar in der beklemmten Brust, sein Auge ward düster — aber ich bin Ruggiero Ursini, Seraphine ist meine Tochter, ich bestimmte sie, das Band unserer Versöhnung zu werden — — prüfe dich nun, ob du vergessen kannst, daß in Guido's Adern das Blut der Colonna wallt!" —

Giuseppa stieß ein Geschrei des Entsetzens aus, und schloß ihren Gemahl in ihre Arme, als wollte sie ihn vor einem eindringenden Feinde sichern; aber Giacomo entwand sich ihren Armen mit schweigendem Ernst. Sein Auge ruhte nur einen flüchtigen Moment hindurch auf dem edlen leidenden Gesicht Ruggiero's, dann floß es über von der schönen Zähre feierlicher Empfindungen. „Sei Zeuge der Versöhnung!" rief er aus voller Brust, indem er Auge und Hand zum Himmel erhob — „und Du" — hier warf er sich in Ruggiero's geöffnete Arme — „Du bist mein Bruder!" —

Ruggiero neigte sich sprachlos über die herzudringende Gruppe.

Guido und Seraphine, einer dem andern Alles in der Schöpfung — des Blinden Tage floßen dahin, wie die Minuten des Ersterschaffenen, als sein Auge zum erstenmale der Schöpfung Rosenlicht trank. Etliche Jahre vergingen, da gelang es einem Wohlthäter der Menschheit, einem weisen und fühlenden Arzte, Guido'n den Gebrauch seiner Augen wiederzugeben. Als er zum erstenmale das wohlthätige Licht der Sonne, die paradiesischen Gefilde um sich, die zärtlichen Eltern wiedersah, da fand sein Entzücken nur wenige Worte, dennoch fand es W o r t e — feiernd sank er an Ruggiero's Brust, feiernd, wie im Heiligthume der Freundschaft; doch vermochte er zu sprechen, ihn Vater zu nennen! Aber ihm nahte die schönste himmlischer Gestalten, einen Säugling auf dem Arm, der s e i n Bild war; sein Herz nannte ihm den Namen Seraphine — erst iezt schien er mit trunkenem Blick die ganze Schöpfung zu umfassen — — sprachlos, hingerissen sank er an ihren Busen; aber zu groß für Worte war das Gefühl seiner Seele, welches ihn über das Irrdische erhob — längst hatte er den Himmel im Herzen eines tugendhaften Weibes gefunden; schöner verklärte er sich ihm jetzt in ihrem Anblicke! —

VI.

Torstendahl.

Ein kleiner Roman.

VI.

Torstendahl.

Ein kleiner Roman.

Es war Winter und Abends um 6 Uhr. Wir brannten noch kein Licht. Die helle Flamme des Ofenfeuers spielte an der Wand und erleuchtete den Hintergrund meines Zimmers. Amalie saß an ihrem Fortepiano am Fenster. Sie hatte Malchen auf dem Schoose. Das lebhafte Kind schlug auf den Kasten des Fortepiano hin und her, und schwirrte mit dem Munde, als wollte es die Mutter nachahmen. Es hatte ihr schon oft, auf meinen Armen, mit anscheinenden Nachdenken spielen und singen zugesehen.

Unserem Hause gegenüber stand der Mond. Ich konnte an Mutter und Kind den Kampf bemerken, den die vorübereilenden Wolken mit seinen lieblichen Stralen kämpften. Bald saßen meine Lieben im schönsten Mondglanze, bald schwebten leichte Schatten an ihnen vorüber. Voll vom Genuß dieser heimlichen, sanften Stun-

Stunde ruhte ich still und glücklich auf meinem Sopha. Auf einmal öffnete sich unsere Thür. Vergebung! — sagte eine männliche Stimme, daß ich so unangemeldet hereintrete, aber ich fand niemand im Vorzimmer, und mein Herz war zum Warten zu ungeduldig.

Malchen verbarg sich an der Mutter Busen. Ich stand auf und ging der Stimme entgegen. Kennst du mich nicht mehr? fragte der Unbekannte und bot mir die Hand. Torstendahl! ists möglich? rief ich, und wir lagen einander in den Armen.

Es war ein süßer, unaussprechlicher Augenblick für uns beide. Wir tranken den Becher der Wonne des Wiedersehens mit dem ganzen Entzücken der Freundschaft und, ich darf sagen — der seltensten Liebe. Beinahe vergaß ich darüber Amalien. Diese hatte indessen ihr Kind beruhigt, und kam zu uns. Die Wolken schienen sich zu scheuen, diese Scene zu verdüstern. Der Mond goß sein volles Licht über ihre ganze, herrliche Gestalt aus. Sieh! sagte ich, Torstendahl! sieh hieher — kann ich dir zum Willkomm einen schönern Anblick zeigen, als ein liebes Kind auf den Armen einer solchen Mutter? Aber, wo ist Julie? fuhr ich fort, sie ist doch mit dir? O! Hattersdorf! — erwiederte

er

er — warum trübst du mir mit diesem Namen den ersten glücklichen Augenblick, den ich seit langer Zeit wieder einmal genieße.

Also jetzt nichts mehr davon, fiel ich ihm in die Rede. — Ich schellte. Man brachte Lichter — Torstendahl nahm meine Einladung, bei mir zu wohnen, sogleich an. Amalie gab das Kind der Magd, und eilte, das Fremden-Zimmer zurecht zu machen.

Nichts ist leerer, und man kann sagen unbehaglicher, als die erste Stunde nach den ersten Augenblicken des Wiedersehens. Man hat das Herz so voll. Gerne möchte man tausend Dinge fragen, über tausend Dinge Auskunft haben, aber man spart immer eine Frage wegen der andern auf; darüber kömmt man zu keiner, und am Ende ist Alles, was man sich fragt und sagt — Nichts.

Indessen sah ich nun bei Licht meinen Torstendahl sehr verändert. Seine Züge waren nicht bloß stärker und männlicher geworden; sein Gesicht war abgehärtet, braun, viel älter als es den Jahren nach seyn sollte; seine Miene verrieth Erfahrungen mancherlei Art, von Gram, Leiden und Strapatzen erzeugt. Je mehr ich ihn betrachtete, desto mehr vergrößerte sich mein Verlangen, seine Schicksale zu erfahren.

Nach

Nach dem Abendeßen sagte er endlich: — Du wirst begierig seyn, zu hören, wie es mir seit unserer Trennung ergieng — ich will um deinetwillen die Wunden noch einmal aufreißen, welche die Zeit noch nicht ganz geheilt hat, und auch nie ganz heilen wird.

Du weißt, daß ich in L. seit langer Zeit keine Briefe mehr von Julien erhalten hatte, auch meine Mutter erwähnte ihrer nicht. Mir ahnete nichts Gutes. Ich erdachte mir tausend Ursachen, wovon mir keine genügte. „Wäre sie „krank oder todt — sagte ich zu mir selbst — „deine Mutter würde dich darauf vorbereiten. „Untreu? — das ist unmöglich! — nein! das „kann sie nicht geworden seyn.“ — Ich fand zu Hamburg glücklicher Weise ein Schiff, welches eben nach Stockholm abgieng. Wir hatten guten Wind. Gott! wie pochte mir das Herz, als wir in der herabdämmernden Nacht in unserm Haven einliefen. Ich eilte in die Arme meiner Mutter. Sie schloß mich fest an ihr Herz. Thränen der Freude strömten über ihre Wangen herab, aber ich fühlte, diese Thränen verbitterte ein Etwas. Ein Zug um ihren Mund drohte mir eine schreckliche Nachricht. Mutter! ich bin wieder bei Ihnen; ich finde Sie gesund und heiter. Gott sei Dank dafür!

aber

aber was macht Julie? wo ist sie? warum schrieb sie mir so lange nicht mehr?

Ach, sagte sie, und schloß mich aufs neue an ihr Herz — ich erwartete diese Fragen und doch weiß ich jetzt nicht, wie ich sie beantworten soll.

Sollte Julie —

Sprich nicht über sie ab, — aber mache dich gefaßt — sie ist — — Die Stimme meiner Mutter stockte — sie ist für dich — verloren.

Verloren? o dann lebt sie nicht mehr.

Sie lebt noch — aber sie ist Braut —

Unmöglich Mutter! unmöglich.

Und doch ists so — Ihr Vater brach auf einmal alles Verhältniß mit mir ab. Julie kam nicht mehr zu mir. Gleich darauf hörte ich, sie sey mit dem geheimen Secretair Baron Biörna, verlobt. Ich wollte dirs schreiben, allein ich dachte mir — „er kömmt ohnehin bald zurück — „schreib ihms nicht. Wer weiß, wie die „Nachricht auf ihn wirkt, er hat doch in der „Fremde keinen so treuen Freund als mich — „niemand, der so auf ihn aufsieht, wenn diese „Nachricht seiner Gesundheit schaden sollte.“

Gott lohn' es Ihnen Mutter! erwiederte ich, in dumpfes Hinsinnen versinkend, aber auf ein-

einmal packte mich der Gedanke, wie ein Meuchelmörder: „Sie ist die Braut eines andern“ — Er durchdrang mich mit einer Gewalt, der ich nicht widerstehen konnte; es war mir, als wenn jede Nerve in mir riefe: „zu ihr — zu ihr“ — Ich war fort und auf Juliens Zimmer, ich weiß selbst nicht wie? Unterdessen war die Nacht hereingebrochen — Julie saß an ihrem Fortepiano. Ich glaube, sie sang und spielte so eben eine meiner Lieblings-Arien. Ihre abgebleichten Wangen, die sonst gleich Rosen blühten, wurden zu beiden Seiten von zwei Lichtern beleuchtet. Mich feßelte ihr Anblick im halbdunkeln Hintergrunde des Zimmers, daß ich gleich einer Bildsäule da stand. Die Hastigkeit, womit ich in ihr Zimmer geflogen war, hatte sie aufgeschreckt. Mein Anblick erschütterte sie noch mehr. Um Gotteswillen! rief sie vom Stuhl aufspringend, und streckte ihre beiden Arme aus, als wollte sie jemand um Hülfe anflehen.

Gilt diese Stellung Ihrem Bräutigam Julie? — sagte ich mit einem Tone, der mir selbst durch die Seele drang. Mein Herz hatte in diesem Momente eine Bitterkeit, dergleichen es vorher nie empfand. —

Diese Frage brachte sie im Augenblicke wieder zu sich selbst. O ich kann dir sie nicht beschrei-

schreiben, Hattersdorf! wie sie mir nun entgegen gieng. Aus ihrer ganzen Gestalt sprach eine Würde, die mich zermalmte. Ihr Blick, ihre Haltung, jeder ihrer Schritte schien mir zu sagen: „Undankbarer! mußt du mir all die Lei„den, die es mich kostete, auf dich Verzicht zu „thun, so unedel vergelten? — Doch du sollst „sehen — daß dir Julie nicht Gleiches mit „Gleichem vergilt, du sollst fühlen, wie du sie „verkanntest.“ In dieser Stimmung bot sie mir die Hand — in einem solchen Tone — ach! er wird nur mit meinem Tode in meinem Gedächtniße verhallen — sagte sie: Carl — du hättest mich nicht so überraschen sollen! —

Julie! wie kann ich dieß Betragen, diesen Ton mit deiner Verlobung vereinbaren? Du bist mein, noch mein, und bist es doch nicht mehr! —

Ich sah sie an. Kopf und Arme sanken mir herab. Jede Kraft schien von mir gewichen zu seyn.

Torstendahl! erwiederte sie, und legte eine ihrer Hände auf meine Schulter. Torstendahl! — Mein Vater wird dir das übrige sagen.

O Julie! also nicht du — also dein Vater? O das giebt mir neues Leben wieder. Noch bist du mein, und kein Sterblicher soll dich mir nehmen.

Ich

Ich schloß sie in meine Arme; ich drückte sie an mein Herz. Ihre heißen Thränen floßen an meinen Wangen herab. Ihre bebenden Lippen erwiederten meine ungestümen Küße — aber plötzlich schien der Gedanke: „Braut eines an„dern!“ in ihr wieder zu erwachen. Sie wand sich sanft aus meinen Armen. Eine unbeschreibliche Aengstlichkeit befiel sie. Diese Aengstlichkeit stieg von Sekunde zu Sekunde. Ihr Blick wurde scheu und bittlich zugleich. Ihr Mund schien etwas sagen zu wollen, das auf der Zunge erstarb.

Julie! — Du wünschest etwas — verhehle mirs nicht.

Wirst du es aber thun? wirst du mich nicht wieder verkennen. — Ich bitte dich Carl — wenn du mich liebst, sei nicht so heftig — schone meinen Vater — schone dich und mich — du kannst — du wirst noch glücklich werden. —

Julie! noch ists nicht alles, was du mir sagen wolltest — ich verlaße dich — nicht wahr, du erwartest?

Sie ließ mich nicht ausreden: Dank dir Carl! Dank dir — sagte sie mit unbeschreiblicher Rührung, küßte mich, und ihre Aengstlichkeit schien, mich von sich drängen zu wollen.

indeß

indeß das liebende Herz diese unwillkührliche Bewegung in ihrer Ausführung aufhielt. — Es sei, Julie! Du sollst sehn, daß ich deiner Liebe werth gewesen wäre. Leb wohl! Und nun eilt ich die Thüre hinaus und zu meiner Mutter zurück.

Ich war nicht lange in einer Bestürzung ohne Gleichen, wieder zu Hause, so erhielt ich folgendes Billet:

Ich habe so eben von meiner Tochter erfahren, lieber Herr Torstendahl, daß Sie diesen Abend hier angekommen sind. Ich wünschte, Sie sobald als möglich zu sprechen, aber ich habe vor 11. Uhr Nachts keinen freien Augenblick. Um diese Stunde würde ich zu Ihnen kommen, wenn Sie es erlaubten, oder Sie bei mir erwarten, wofern Sie sich die Mühe geben wollten, mich zu besuchen. Verzeihen Sie mir diese sonderbare Zumuthung und eine zweite, Sie vielleicht eben so befremdende Bitte; diese nemlich, ehe wir noch mit einander gesprochen, Ihre Ankunft niemand wißen zu laßen. Sie sollen mündlich hierüber die möglichsten Aufschlüße erhalten.

Ihr ergebenster

Wallär.

Ich ließ Juliens Vater wißen: ich würde

mich

mich gleich nach 11 Uhr bei ihm einfinden. Urtheile selbst, lieber Freund! wie langsam mir jede Minute bis zu dieser Stunde verstrich. Der Bediente erwartete mich schon mit dem Lichte am Hausthor. Er führte mich in Wallärs Arbeitszimmer, und bat mich, in seines Herrn Namen, nur einige Augenblicke mich noch zu gedulden, indem die Gesellschaft, welche noch da sei, in wenig Minuten aufbrechen würde. Ich war jetzt in Wallärs Haus — in dem Hause eines Mannes, den ich, von Kindheit an, für meinen zweiten Vater gehalten; ich war mit Julien — dem Ziele aller meiner Wünsche, seit ich zu empfinden angefangen, unter Einem Dache; — wo ich hinsah, wachten neue Bilder der Erinnerung seliger Freuden, seligerer Hoffnungen in mir auf — und mit all diesen Erinnerungen sah ich mich, voll Erwartung der Dinge, die ich hören sollte, um die Mitternachtsstunde, bei dem düstern Schein einer einzigen Wachskerze, in dieß Zimmer verbannt, während ich, am gegenüberstehenden Hause, die Hellung der Lichter von der unter mir versammelten Gesellschaft erblickte, ich unter den an der Wand sich hin und her bewegenden Personen Juliens und Biörna's Schatten deutlich wahrzunehmen glaubte! Ich athmete nach Luft. Mein Herz

war

war beklommen und konnte nicht in die Wehmuth ausbrechen, die mein Innerstes erfüllte. Unerforschliches Wesen! sagte ich und rang die Hände, du alleine weißt, warum mir dieser bittre Kelch zu Theil ward. Hilf mir ihn ausleeren als Mann! gieb mir Fassung und Kraft zu der Unterredung, die mich erwartet, ach! von ihr hängt ja Juliens und mein Schicksal ab. Ein Paar hervorbrechende Thränen erleichterten endlich mein Herz. — Ich hörte die Gesellschaft auseinandergehen. In diesem Augenblicke trat auch Juliens Vater mit einem Lichte in der Hand zu mir in das Zimmer. Ich erschrack, als ich ihn erblickte. Der düsterste Gram entstellte sein sonst so heiteres Gesicht. Er setzte das Licht auf den Tisch und eilte mir mit offenen Armen entgegen: Verzeihung, lieber Carl! daß ich dich warten ließ, und meinen herzlichen Dank dafür, daß du gekommen bist.

Dieser alte, väterliche Ton erschütterte mich. O mein Vater! rief ich und drückte ihn heiß an meine Brust – o mein Vater und — doch nicht mehr mein Vater!

Carl! erwiederte er, sich aus meinen Armen sanft mit einer Miene zurückziehend, die mir verrieth, er wolle sich für den entscheidenden Augenblick unserer Unterredung nicht zu sehr er-

weichen — Carl! — du bist zuverläßig der edle junge Mann geworden, der du zu werden, von Kindheit an, so schöne Hoffnungen gabst — In dieser Zuversicht darf ich mir versprechen, daß auch das, was ich dir vor der Hand sagen kann, über deine Lippen nicht kommen wird, so lang ich lebe. —

Ich schwöre es Ihnen —

Deine Zusage ist mir schon genug —

Du liebst Julien, aber du liebst sie, wie sie der edle Mann lieben muß. Nicht der Besitz seiner Geliebten ist allein das Ziel seiner Wünsche — sein hächster Wunsch ist, sie so glücklich zu wißen, als sie es werden kann. —

Ich verstehe Sie — fiel ich ihm bitter ins Wort — ich bin nicht reich, kein Baron, kein geheimer Secretair. —

Ich vergebe deiner Leidenschaft, diesen Einwurf. — Glaubst du, Julie könnte glücklich seyn, wenn sie ihren Vater, durch eine Verbindung mit dir, höchst unglücklich machen würde? —

Diese Frage bestürzte mich — Aber mein Vater! warum sollte Juliens Verbindung mit mir Sie höchst unglücklich machen können? —

Nicht mit dir allein — auch mit jedem andern Manne in der Welt, Biörna ausgenommen

men — Nur diese, Carl! ich lege Glück und Leben mit dieser Rede in deine Hände — nur diese allein kann mich retten. —

Urtheile selbst Hattersdorf! wie mir jetzt war! — Ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte. Wallár schwieg. Ich stand in Gedanken verloren da — endlich sagte ich: wird aber Julie mit Biörna glücklich werden?

Nicht so — war seine Antwort — wie sie es unter andern Umständen mit dir geworden wäre, aber immer wird es viel von ihr abhängen, glücklicher, als tausend Frauen ihres Standes, zu seyn. —

Kennt Julie die Gründe, aus welchen ich auf sie Verzicht thun soll? —

Sie kennt sie so weit, als ich sie dir eben sagte. Das übrige wird Euch ein versiegeltes Paket nach meinem Tode enträthseln.

Und was sagte Julie?

Sie zitterte — erbleichte. Ich litt bei ihrem Anblicke unaussprechlich, allein mir blieb keine andre Wahl übrig. Sie bat um Bedenkzeit. Nach Verfluß derselben kam sie ganz mit der leidenden Hoheit, eines aus den edelsten Beweggründen sich selbst aufopfernden Wesens zu mir. Vergeben Sie mir — sagte sie — daß ich mir Bedenkzeit ausbat. Ich weiß, daß

eine Tochter keinen Augenblick lang wählen soll und darf, wenn es auf das Leben und Glück ihres Vaters ankömmt, aber Carl — hier brach ihre Stimme — wird er nicht unglücklich werden? wird er mich nicht verkennen? Dafür — erwiederte ich — will ich sorgen, so gut ich kann — Alsdann — fuhr sie fort, mir zitternd die Hand küßend — Alsdann Ihren Segen mein Vater! Er wird mich zu Biörna's Empfang stärken.

O die himmlische Seele! — rief ich begeistert und fühlte mich selbst zu einer Größe und Hoheit erhoben, die mir den seligsten Augenblick meines Lebens gewährte — Nein! sie soll mich nicht hinter sich zurücklaßen. Auch ich bitte um deinen Segen mein Vater! daß er mich zum ewigen Verzicht auf diesen Engel stärke!

Ich sank auf meine Knie. Wallär schloß mich in seine Arme. Die Welt vergieng mir vor den Augen. Ich hörte sein Schluchzen nur wie von ferne — aber dieser Auftritt hatte den armen, alten Mann zu sehr angegriffen. Er ließ mich los und rief: Carl, Carl! wie wird mir?

Seine sterbende Stimme brachte mich wieder zu mir selbst, aber stelle dir nun meine Lage vor, Hattersdorf! — Der ohnmächtige,

al-

alte Mann auf den Stuhl hinsinkend — ich mit ihm allein. Zog ich die Glocke und rief um Hülfe, so war Julie auf dem Zimmer. Der Himmel half mir. Wallär erholte sich von selbst wieder, und ich beschloß, die Unterredung so schnell zu endigen, als möglich.

Ich habe dich bitten laßen — sagte Juliens Vater, deine Ankunft niemand zu wißen zu machen, ehe ich dich gesprochen. Biörna will die Verbindung mit Julien beschleunigt wißen, und meine eigene Lage macht mich leider! das nemliche wünschen. Ich fühle, Carl! wie schmerzlich dir diese Tage seyn müßten. Mach noch eine Reise. Man wird nicht so recht erfahren, daß du hier warst, wenn man dich nicht im Publiko sieht. Ich rathe dir, geh durch Deutschland und die Schweiz nach Frankreich. Ich will für Päſſe sorgen, und bin im Stande, dir nach Basel Empfehlungsschreiben mitzugeben — die Ereigniße in Frankreich werden deinen jugendlichen, lebhaften Geist beschäftigen, und dich die Leiden deines Herzens vergeßen machen.

In diesem Augenblicke leuchtete, wie ein Blitz, ein Gedanke durch meine Seele.

Ja — sagte ich — das erste, absegelnde Schiff soll mich wieder an Bord nehmen.

Al-

Also Morgen früh send ich dir die Empfehlungsbriefe — aber noch eins Carl, wirst du mir diese Bitte abschlagen?

Wallár gieng an seinen Schreibkasten, holte eine Rolle mit Geld und sagte: darf ich nicht dein Vorhaben mit diesem kleinen Beitrage erleichtern?

Es that mir weh, Nein zu sagen, und doch sträubte sich ein Etwas mächtig in mir gegen das Ja. Ich fand, nach einigen Minuten, den Ausweg, daß ich mir vorbehielt, mich an Wallár wenden zu dürfen, wenn ich in Verlegenheit geriethe. Er fühlte, wie ich ihn schonen wollte, aber ich sah, daß es ihn mit all dieser Schonung schmerzte, die Rolle wieder zurücklegen zu müßen.

Ich endigte diesen Augenblick der wechselseitigen Verstimmung, indem ich seine Hand ergriff. Leben Sie wohl lieber, mir ewig theurer Vater! Sie werden mir erlauben, vor meiner Abreise noch einmal an Julien schreiben zu dürfen, Sie sollen mit meinem Schreiben nicht unzufrieden seyn. —

Er gab mir seine Einwilligung mit einem beifälligen Kopfneigen, legte dann beide Hände auf meine Schultern, und sagte: Leb wohl Carl! der Segen deiner That begleite dich!

Wir

Wir umarmten uns noch einmal, und ich flog aus Juliens Haus. Es kostete Mühe, meine mich erwartende Mutter zur Einwilligung zu einer so weiten und plötzlichen Reise zu bewegen, aber die trefliche Frau fühlte die Nothwendigkeit derselben. Ich bat so dringend! Sie gab nach. Erschöpft legt ich mich zu Bette, und sank in tiefen Schlaf.

Ich erwachte spät und gestärkt. Mir war als ob alles, was mir seit meiner Ankunft in Stockholm begegnete, ein Traum sei. Man klopfte. Wallårs Bedienter überbrachte mir die Empfehlungsbriefe. Ihr Anblick überzeugte mich nur zu sehr, nicht geträumt zu haben. Ich gestehe dir, daß ich selbst nicht begreife, wo ich die Faßung und Geistesstärke hernahm, welche ich in mir fühlte. Es muß so seyn — und weil es so seyn muß, so ertrage es, und handle als edler Mann. Diese Gedankenfolge electrisirte mich gleichsam. Ich fühlte mich größer, stärker, muthiger als je. Dieß Gefühl benahm meinem Schmerz alle Bitterkeit, und stimmte mein Herz zu jener süßen Wehmuth, die eben so weit von Weinerlichkeit als Ohnmacht zu handeln entfernt ist.

Ich hatte einem meiner Jugendfreunde meine Ankunft, von Hamburg aus, gemeldet. Er über-

überraschte mich jetzt! Ich sagte ihm mit zwei Worten, daß ich wieder abreisen müßte. Ich bat ihn, niemand von meiner Ankunft zu sagen, und sich auf der Stelle zu erkundigen, ob nicht ein Schiff am folgenden Morgen wieder nach Hamburg abgienge? In Zeit einer Stunde brachte er mir die Nachricht, ich sollte mich für den folgenden Morgen zur Abreise gefaßt machen.

Meine gute Mutter that sich Gewalt an, gelaßen zu scheinen. Inzwischen las ich in ihrem Auge die rührendsten Besorgnisse für mein Leben, und den zärtlichsten Kummer, einen Sohn, den sie mit solcher Sehnsucht zurückerwartete, so schnell und unter solchen Umständen wieder abreisen zu sehen. Ihr inneres Leiden nicht noch mehr zu vergrößern, bot ich allen Kräften auf, selbst eine gefaßte, ruhige Stimmung zu behalten. So vergieng der Tag! Meine Mutter verließ mich zeitig, weil ich mit grauendem Morgen mich zur Abreise bereiten mußte. Ich versuchte, zu schlafen, aber der Schlaf floh meine Augen. Ich stand auf und schrieb folgenden Brief an Julien:

Torstendahl, an Julien Wallär.

Dein Vater, liebe, theure Julie! wird dir

von unserer Unterredung und ihrem Resultate bereits Nachricht gegeben haben. Das unerbittliche Schicksal befiehlt unsere Trennung. So wahr mir dein vorgestriges Betragen die Fortdauer deiner Liebe zu mir bezeigte, so wahr wird dir das meinige bewiesen haben, wie unaussprechlich ich dich noch liebe. Gott sei Dank, daß wir uns so trennen!

Schrecklich und schmerzlich ist für das liebende Herz jede Trennungsart, aber keine schrecklicher und schmerzlicher als die, wo Leichtsinn oder Untreue aus frivoler Leidenschaft für einen unwürdigen Gegenstand den Geliebten zurückweiset. Keines von uns beiden quält der Gedanke, daß es das andere täuschte; in uns kann weder früh noch spät der Vorwurf erwachen: „Weh dir, daß du dieß „Herz verschmähtest! wie dieses, so liebte „dich keines mehr.“ Nein Julie! wir trennen uns nur, weil es ein Vater gebietet, dessen Liebe für uns wir kennen, und ohne dessen Glück wir nicht glücklich seyn könnten.

Laß uns an diesen Gedanken uns festhalten! Durch ihn wird aus unserer Thränensaat Beruhigung und manches hohe, große Gefühl aufsprossen. Unglück aus Liebe für einen

Geliebten hat auch seine Freuden. Du wirst ihren Vorschmack schon gekostet haben wie ich. Aber dazu gehört — ich fühle es und schreibe es dir nicht in der ersten Stunde der Aufwallung — nein, in dieser stillen Nacht, die ich dem reifern Nachdenken geweiht habe — dazu gehört, daß wir das, was wir zu thun beschloßen haben, nicht etwa nur halb ausführen. So verzeih mir denn, daß ich dich nicht mehr sehe. Dieß Wiedersehen hätte in uns vielleicht unauslöschbare Eindrücke zurückgelaßen — Eindrücke, die uns wenigstens unsere Trennung unendlich erschwert, wo nicht unmöglich gemacht haben würde. Ich bitte dich vielmehr liebe Julie! übergieb alle Briefe, was du von mir besitzest, nach dem Empfang dieses Billets, deinem Vater. Räume entschlossen alles, was dich an mich erinnern könnte, dir aus dem Wege. Unterdrücke jeden Gdanken an mich in seiner Entstehung. Denke dir: „Carl bat mich darum," aber sinne dieser Bitte keinen Augenblick nach. Veste Uebung wird dir dieß Vergeßen gewiß möglich machen. Weihe dich deinem Bräutigam. Sieh ihn als ein Vermächtniß an, das dein scheidender Geliebter dir hinterließ, und o! wenn je eine Bit-

te mir wichtig war und am Herzen lag, so ists diese: Fliehe jede Vergleichung zwischen ihm und mir, wie das schädlichste Gift. Es ist dem Menschen so eigen, um des Guten willen, das er verlor, an dem Guten, das auf seinem Wege läge, vorüber zu gehen — geh du nicht daran vorüber, dadurch wirst du manche Freude des Lebens mehr genießen.

Sieh, Julie! so will ich meine Trennung von dir mir erleichtern, ohne zu fürchten, von dir einer minder zärtlichen Liebe beschuldigt zu werden. So erleichtre dir deine Trennung von mir, ohne Furcht eines ähnlichen Vorwurfes. Nur in solchen Seelen kann ein Vorwurf dieser Art tief schmerzende Wurzeln schlagen, welche nicht die volle Ueberzeugung besitzen, daß sie wahr und innig geliebt wurden, wir wißen, wir fühlen es, mit einer, jedem aufsteigenden Gedanken trotzbietenden Stärke, daß wir uns unaussprechlich liebten, und daß nur allein die edelste Verleugnung unseres Selbst unseren Gefühlen den Entschluß vorschrieb: Bis hieher und nicht weiter! Also: Bis hieher und nicht weiter! Zwei wohlthätige Gehülfen warten unserer am Scheidewege: Zeit und Entfernung.

nung. Mit ihrer Hülfe werden wir uns einmal als Freunde wiedersehen — und dann, ohne Gefahr, die hohen Gefühle der uneigennützigsten und reinsten Freundschaft unseren ehemals liebenden Herzen gewähren können. Selige Augenblicke! ich ahne euch mit Gewißheit. Wohlan denn, euch zu erreichen, sei unser Bund getrennt, und der Kampf begonnen. Gott stärke dich und mich dazu! Leb wohl, Julie! Ein goldner Wolkenstreif des Morgenhimmels glänzt schon durch meine Fenster an die Wand meines Zimmers, und ruft mich an Bord des Schiffes. Leb wohl! wir sehen uns wieder mit dem unaussprechlich süßen Gefühl, den Sieg der Pflicht errungen zu haben.

Carl.

Kaum hatte ich den Brief geschloßen, so kam meine Mutter mit dem Frühstücke zu mir aufs Zimmer. Die gute Frau war auch schon vor Tages Anbruch aufgestanden, um noch das Erforderliche für mich zu besorgen, aber sie hatte alles so still und leise als möglich gethan, in der Meynung, mich nicht zu frühe aufzuwecken.

Ich übergab ihr den Brief an Julien. Laß

mich

mich von dem Abschiede von meiner Mutter, von meinen Gefühlen schweigen, als die Anker des Schiffes gelichtet wurden, wir aus den Haven liefen, und Stockholm meinem Blicke entschwand — du kannst dir all das selbst vorstellen. Ich gieng wieder nach Hamburg. Der Zufall wollte, daß mir das nemliche Zimmer zur Wohnung angewiesen wurde, in welchem ich in meiner Hinreise gewohnt hatte. Wie dieser, an sich geringfügige Umstand, auf mich wirkte, kann ich dir nicht beschreiben. Beim Eintritte in dieß Zimmer überfiel mich all das, was mir, seit ich es vor kurzem verlaßen hatte, begegnet war, mit einer solchen Stärke, mit einer solchen Lebhaftigkeit, daß ich unterlag, und die Hoffnung aufgab, jene Standhaftigkeit wieder zu erlangen, womit ich mich bis jetzt betragen hatte.

Ich mußte einige Tage Bett und Zimmer hüten. Strenge Diät und das eifrigste Bestreben, meinem Schmerze nicht volle Gewalt über mich einzuräumen, stellte mich doch sobald wieder her, daß ich an einer Reisegesellschaft Theil nehmen konnte, welche in einem eigenen Wagen nach Frankfurt gieng. Von hier aus wollte ich dich aufsuchen, allein es zeigte sich mir eine andere vortheilhafte Gelegenheit nach München

zu

zu kommen, und so beschloß ich, diese zu benützen, und von da durch Schwaben nach der Schweiz zu eilen.

Von Hamburg bis München begegnete mir nichts Interessantes. Wo ich mich aufhalten konnte, besah ich die Merkwürdigkeiten des Orts. Statt Bekanntschaften zu machen, durchlief ich die umliegenden Gegenden.

Von Kindheit an gewöhnt, an Einem Wesen ausschließlich zu hangen, sträubte sich mein Herz gegen den ihm ganz fremden Zustand, des Alleinseyns, und doch hatte mir die Trennung von Julien, und ihre mir nur dunkle Veranlaßung einen lebhaften Widerwillen gegen den Umgang mit Menschen, und insonderheit gegen jede neue nähere Verbindung mit irgend einem weiblichen Geschöpfe eingeflößt. So zog mich an, was ich floh, und so floh ich, was mich anzog. In diesem Streite mit mir selbst hielt ich mich desto mehr an meine alte, treue Freundinn Natur. „Sei du meine Geliebte – sagte ich oft — wie du immer meine Vertraute warst!"

In einer solchen Stimmung kam ich nach München. Ich logirte bei Albert. Kaum war ich auf meinem Zimmer, und sah hinsinnend durchs Fenster, so hörte ich eine Post blasen.

Ich

Ich öffnete das Fenster und sah einen Mann bei noch guten Jahren aussteigen. Ihm folgte ein Frauenzimmer, das ich, nach ihrer jugendlichen Gestalt, für seine Tochter hielt. Ihre ganze Figur hatte viel Aehnlichkeit mit Julien. Sie dankte mit einer sehr gefälligen Verbeugung ihrem Vater, der ihr aus der Chaise geholfen hatte. Ich hörte die beiden Ankömmlinge die Treppe heraufsteigen und ihnen zwei Zimmer neben mir anweisen. Schon wollt ich die Thüre öffnen, um die Unbekannte im Gesicht zu sehen, als ich mich meiner Neugierde schämte und es unterließ.

Bald hierauf kündigte man mir an, der gedeckte Tisch erwarte die Fremden. Ich gieng aus meinem Zimmer. Die beiden Ankömmlinge schloßen so eben die ihrigen zu. Ich machte dem Vater mein Compliment, sagte ihm mit zwei Worten, wer ich wäre, und daß ich auch so eben angekommen sei, und bat ihn um die Erlaubniß, ihn und seine Tochter, welche mir beide so angenehme Nachbarn wären, zu Tisch begleiten zu dürfen. Der Unbekannte, ein jovialischer Mann, erwiederte: er sei Amtmann zu T. in der rheinischen Pfalz, habe hier Geschäfte und seine Tochter mitgenommen, weil sie schon lange gerne München gesehen hätte, und

über-

überhaupt das Reisen liebte. Uebrigens, setzte er hinzu, ist es mir angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen, ich habe immer die Schweden allen andern Nationen vorgezogen. Die, welche ich kennen lernte, waren lauter gute Leute und angenehme Gesellschafter. —

Wenn ich auch gleich auf das Letztere keinen Anspruch machen kann, erwiederte ich, so hoffe ich in Absicht des erstern meinen Landsleuten keine Schande zu machen.

Zweifle nicht daran — sagte er — ich verstehe mich auf die Physiognomie, und die Ihrige gefällt mir. —

Ich dankte mit einer Verbeugung und bot der Tochter meinen Arm.

Wir giengen ins Speisezimmer — die Gesellschaft war schon versammelt und zahlreich. Alle Augen richteten sich auf uns, als wir eintraten. Ich sah die jungen Herren die Köpfe zusammenstoßen.

Caroline hatte nicht bloß Juliens Figur, sie hatte auch ihre Anmuth und Stimme; ich mußte mir sogar gestehen, sie sei schöner als Julie, deren Physiognomie sich zu Carolinens Gesicht, wie das Veilchen zur Rose verhielt. Julie besitzt jeden sanften Reiz einer Blondine. Ihr großes blaues Auge ist voll süßer Schwärmerei.

Ca-

Carolinens Auge sprühte Feuer und Leben. Ihre regelmäßigen Züge erhob der schönste Teint, Ihr Mund lächelte reitzend und zeigte lächelnd zwei Reihe der schönsten Zähne. Um ihren weißen Nacken rollte in natürlichen Locken das kastanienbraune Haar. Caroline saß zwischen mir und ihrem Vater. Da wir drei schon mit einander einigermaßen bekannt waren, so unterhielten wir uns vorzugsweise mit einander. Dieß knüpfte unvermerkt ein näheres Verhältniß zwischen uns an, und eine sich entwickelnde Uebereinstimmung in unserer Denkungs- und Empfindungsart, verbunden mit der Auskunft, die ich dem Amtmann über das Schicksal einiger seiner ehemaligen Bekannten in Schweden geben konnte, unter denen sogar einer mein Verwandter war, zog dasselbe immer enger zusammen, daher stunden wir am Ende, wie Personen von langer Bekanntschaft, vom Tische auf. Wir beschloßen, alle Merkwürdigkeiten gemeinschaftlich zu besehen, und der Amtmann gewann so viel Zutrauen zu mir, daß er mir die Unterhaltung seiner Tochter übertrug, wenn ihn Geschäfte aus dem Hause riefen, und ich unbeschäftigt wäre. Caroline hatte am Tisch wenig gesprochen, doch das Wenige verrieth Verstand und Gefühl. Wir verließen uns, mit der Abrede, des Abends mit

einander ins Theater zu gehen. Ich nahm Hut und Stock, gieng durch die Stadt, und that mir Gewalt an, jeden Gaßenbuben wie eine Merkwürdigkeit zu beschauen, um mir nur wieder andere Bilder in den Kopf zu bringen. Endlich war es Zeit, nach dem Gasthof zurückzukehren, und die beiden Fremden abzuholen. War Caroline in ihrem Reiseanzug schön gewesen, so war sie es in ihrem Putze jetzt noch mehr. Mit ihrem geschmackvollen Haarschmucke harmonirte ihr übriger Anzug treflich. Ihr leichtes seidenes Gewand umgürtete eine Bandschärpe, welche die Zartheit ihres Wuchses reizend erhob. Sie bewillkommte mich mit einer einnehmenden Anmuth.

Sie waren unterdessen spatzieren, sahen Sie viel Schönes?

Vielerlei Menschen, aber von allen keine einzige Gestalt, die ich bei meiner reizenden Nachbarin nicht vergeßen könnte.

Caroline dankte mir mit einer artigen Verbeugung für dieß Compliment, und wir giengen ins Theater. Ich entsinne mich des Titels des Stückes nicht mehr, das gegeben wurde, nur das weiß ich noch, daß in den ersten Auftritten eine Scene vorkam, worin zwei Liebende über ihre bevorstehende ewige Trennung mit aller

Schwär-

Schwärmerei der Liebe sprachen. Die Scene wurde von der jüngern Madame Lang mit der rührendsten Wahrheit und Empfindung gespielt. Sie zog mich dergestalt an, daß ich auf Carolinen vergaß. Auf einmal glitt mein Blick an ihrem Gesichte ab. Die *brillante* Caroline schien sich in das *tief empfindendste* Mädchen verwandelt zu haben. Um ihren Mund, aus ihrem feuchten Auge, sprach eine Rührung, die den *Glanz* ihrer Schönheit in die reizendste *Sanftheit* umschmolz. *So* war sie meinem *Herzen* näher, vorher konnte sie nur meine *Sinne* bezaubern. *So* erschien sie mir in einem ganz neuen, mir unendlich werthern Lichte. Ich konnte mirs nicht versagen, ihre Hand zu ergreifen, und sie zu drücken. In der That, sagte ich, der Mann darf sich glücklich schätzen, der einst so auf Sie zu wirken vermag, oder der ferne Geliebte, dem diese Rührung, als Erinnerung gilt. — Während der Vorhang zugezogen war, kam unser Gespräch noch einmal auf den schönen Ausdruck ihres Gesichts; ich sagte ihr halb scherzend: ich hätte in diesem Ausdrucke die zärtlichste Liebe entdeckt. Caroline wollte nichts von dem, was ich bemerkt zu haben vorgab, wißen. Sie betheuerte mir, *daß ihr Herz frei sei.* Diese Betheurung er-

regte in mir, ich wußte selbst nicht warum, eine kleine geheime Freude. — Wir soupirten nach der Comödie gemeinschaftlich. Caroline zeigte viel Verstand und feines Gefühl in der Beurtheilung der Darstellung des Stücks.

Es war diesen Abend, der Kirchweihe wegen, in dem Saale unseres Gasthofes Musik und Tanz. Der Weg nach unseren Zimmern führte uns an dem Saale vorbei. Der Amtmann wollte mich engagiren, dem Tanze ein wenig zuzusehen. Ich entschuldigte mich, an seiner Einladung nicht Theil nehmen zu können, weil ich erst kürzlich einen Verlust erlitten, der mich für rauschende Vergnügungen unfähig mache. Ich wünschte ihm und seiner Tochter gute Unterhaltung, und eilte auf mein Zimmer. Ich hatte den Lärm der Musik und des Tanzes nun unter mir. Auf meinem Zimmer war alles still und einsam. Die schöne Mondnacht lud mich ein, das Fenster zu öffnen. Der Thurm der Kirche, von welchem sich ein junges, liebenswürdiges Mädchen, um der Untreue ihres Geliebten willen, dessen Haus gegenüber steht, und von welchem sie bei ihrer That gesehen zu werden hoffte, vor einiger Zeit herabgestürzt hatte, stand vom Monde halb beleuchtet, halb dunkel vor mir. Seine melancholische Beleuchtung und

das

das schaurige Lüftchen, das mir, vom Kirchhofe her, entgegenwehte, vergegenwärtigten mir die junge Unglückliche. Wie viel Liebe — sagte ich zu mir selbst — gehörte nicht zu einer solchen That — mögen auch immerhin andere Leidenschaften, mag beleidigte Eitelkeit, Eigenliebe, Rachbegierde mit ins Spiel getreten seyn, ohne jene mächtige Triebfeder hätten sie die Verzweiflung sicher nicht zu dieser Höhe getrieben. — Das liebevolle Mädchen verlangte ausschlüßliche Liebe, wie die ihrige war, und ihr Herz ward verschmäht — Torstendahl! bis jetzt warst du glücklich. Du liebtest und wurdest geliebt — Keine Untreue trennte dich von Julien. Wirst du nimmer lieben, oder — wenn du es vermagst — wirst du wieder ein so treues, liebendes Mädchen finden, als Julie war? Könntest du dich verlaßen, verschmäht sehen?

Dieser Gedanke trieb mich vom Fenster. Ich lief im Zimmer auf und ab; ich verlor mich in tausend Vorstellungen, bis ich ermattet mich nach der Erquickung des Schlafs sehnte.

Des andern Morgens erkundigte ich mich bei Carolinen, wie sie auf ihre Tanzparthie geschlafen hätte. Sie antwortete mir, ihr Vater hätte sich mit einigen alten Bekannten in ein Ge-

Gespräch eingelaßen, während sie dem Tanze zugesehen.

Nur zugesehen? und nicht selbst getanzt? Es fehlte doch nicht an Tänzern, wie ich im Vorbeigehn bemerkte.

O daran fehlte es gar nicht; aber so sehr ich den Tanz liebe, so habe ich mirs doch zum Gesetze gemacht, in der Wahl meiner Tänzer sehr delikat zu seyn, und mit keinem zu tanzen, dessen moralischen Charakter ich nicht einigermaßen kenne.

Diese Antwort überraschte mich. Sie brachte mir von Carolinens Grundsätzen eine sehr vortheilhafte Meynung bei. Ich konnte mir es nicht versagen, ihr meine Freude darüber zu erkennen zu geben. Die Art, wie sie diese aufnahm, zeigte mir, daß sie, jenes Vorsatzes wegen, nicht die mindeste Prätension machte, und dieß erhöhte den moralischen Werth desselben in meinen Augen noch mehr.

Wir besahen an diesem Tage und in den folgenden gemeinschaftlich alle Merkwürdigkeiten. Der Amtmann hatte verschiedene Bekanntschaften erneuert. Er war so gütig, mich überall aufzuführen. Hiedurch war ich bei allen Parthien und Einladungen. Endlich ward der Tag der Abreise festgesetzt; vorher aber noch eine

Parthie nach dem Starenberger-See mit ein Paar Münchner-Familien verabredet.

Von der Zeit an, als die Abreise bestimmt war, fühlte ich mich beklommener. So eifrig ich über mein Herz gewacht hatte, und dieses selbst die Grenzen der Freundschaft nicht überschreiten zu wollen schien, so mußte ich mich doch durch den täglichen Umgang mit dem Amtmann und seiner Tochter um so mehr an diese guten Menschen feßeln, als sie mir so viele Freundschaft bewiesen hatten. Indessen hielt ich meine Beklommenheit für nichts anders, als ein sehr gerechtes Gefühl von Ahndung, wie viel es meiner Dankbarkeit und meiner unbefangenen Anhänglichkeit an sie kosten würde, mich von ihnen zu trennen. — Auch Caroline — sie, die mir manche kleine Aufmersamkeit geschenkt, und mir oft bewiesen hatte, daß ich ihr nicht gleichgültig sey — auch Caroline schien ungern von mir zu scheiden. Aber ihr ganzes Betragen verrieth nicht eine Spur von Liebe, vielmehr dünkte michs, oft, als ob sie mich auf die schonendste Weise warnen wollte, mich keinem Gefühle für sie zu überlassen.

Ein fürchterliches Gewitter, das mich in der Nacht, vor dem Tage, da die Fahrt nach dem Starenberger-See vor sich gehen sollte, aus

dem Schlafe weckte, schien mit jedem Donnerschlage die Freude zu zerstören, die ich mir von dieser Parthie versprach. Es trieb mich voll Unwillen ans Fenster. Nach und nach rollte der Donner ferner und ferner. Das Gewitter löste sich in einen sanften, warmen Regen auf. Die Sterne blinkten aus den wegziehenden Wolken hervor, und endlich schimmerte der schönste Morgenhimmel auf mich herab. Der Tag begann zu grauen. Caroline und ihr Vater waren zur bestimmten Stunde fertig. Erstere sagte mir, mit der einnehmendsten Miene: daß sie während des Gewitters so ängstlich gewesen wäre, weil sie befürchtet hätte, es möchte die Parthie scheitern machen.

Unsere Gesellschaft versammelte sich. Ich saß neben Carolinen im Wagen. Die Luft war erfrischt, tausend Wohlgerüche durchdüfteten von den erquickten Blumen und Pflanzen die Atmosphäre. Nie sah ich die Sonne schöner und reiner emporsteigen. Sie beglänzte aufs lieblichste Wiesen und Wälder, und spiegelte sich in den Tropfen der Halme und Blätter, mit denen ein leichtes Morgenlüftchen koßte. Oft streifte unser Wagen an einem solch; s bethauten Gesträuche hart vorbei, und schleuderte einen Regen von Tropfen über uns her. Das

er=

erstemal lachten wir durchnäßt, uns wechselsweise aus, die andernmale hielten wir uns, so viel wir konnten abwärts auf die andere Seite. Das gab zu manchem Gelächter Anlaß. So froh, so rein hatte ich noch keinen Morgen genoßen. — Wir sind über das Gewitter so böse gewesen — sagte Caroline — und wir haben ihm doch diesen herrlichen Morgen zu verdanken.

Liebe Caroline, erwiederte ich, möchte jedes Gewitter Ihres Lebens — denn, wo ist der Mensch, über dessen Horizont nicht manchmal Gewitter aufsteigen! — Möchte jedes so leicht für Sie vorübergehen, und so reine und unschuldige Freuden Ihnen zuführen.

Wir kamen endlich an den See, der 5 Stunden in der Länge, 1½ in der größten Breite, und eilf im Umkreise hat. Wir beschloßen, vor Tisch, an seinen reizenden Ufern spatzieren zu gehen, und ihn erst nach Tisch zu befahren. Unser Mahl würzten Fröhlichkeit und Scherz. Wir hatten dabei eine herrliche Aussicht auf den See. Er erinnerte mich an die Ostsee und an meine Vaterstadt. Diese schmerzlich süße Rückerinnerung schloß mein Herz ganz auf. Ich erzählte Carolinen die kurze Geschichte meines Lebens, ohne jedoch Juliens Vater zu com-

promittiren. Sie hörte mir mit Aufmerksamkeit und Rührung zu.

Nachmittags bestiegen wir unser zweirudriges Schiffchen. Wir fuhren nach der Insel Wöhrt; ein reizendes Ländchen, das eine Fischerfamilie kärglich ernährt; mir fiel hier die Stelle aus Diogenes von Sinope ein, und nie empfand ich sie lebhafter: „O Glycerion, warum bin ich nicht Herr von einer Welt — oder, „so stark der Abfall ist — nur der Herr eines „kleinen Meyerhofs, der für dich und mich „groß genug wäre, der einen Garten hätte, „und ein kleines Feld uns zu nähren, und Ge„büsche unser Glück vor den Augen des Neides „zu verbergen!"

Die Insel Wöhrt enthält alles, aber auch gerade nur das, was sich Diogenes bescheiden wünschte. Ich überließ mich dem sanften Genuße, den ihr Anblick mir darbot. Verloren in die süßesten Phantasien, wie glücklich ich mit einer Julie — und mein Herz setzte leise hinzu, mit einer Caroline — von der Welt abgeschieden in einem solchen Winkel der Erde leben würde, trennt ich mich von der Gesellschaft zu einem einsamen Spaziergange. Auf einmal höre ich am Gestade das Geschrei eines Kindes. Ich blicke auf, sehe Carolinen vom Gestade herab-

sprin-

springen, ausgleiten, sich mit der einen Hand am Gesträuche vest und mit der andern einen Säugling in die Höhe halten, und um Hülfe rufen. Denke dir selbst, wie schnell ich bei der Hand war. Ich faßte mit einer mir unbegreiflichen Behendigkeit Carolinen in meine Arme, und schwang sie, mit dem Kind in dem Arm, ans Land. Das gute Mädchen, bleich wie der Tod, zitterte wie Espenlaub. Ueber dem Geschrei kam unsere ganze Gesellschaft herbeigelaufen. Caroline hatte von Ferne die Fischerin mit ihrer Wäsche beschäftiget gesehen. Sie wollte sich mit ihr in ein Gespräch einlaßen. Als sie hinkam, war die Frau eben weggegangen, ein Stück Wäsche auf schönen Rasen auszubreiten. Ein Säugling, der im Grase spielte, wollte ihr nach, stand auf, konnte sich nicht erhalten, und rollte das schräge Gestade hinab in einen Nachen, der glücklicherweise da stand. Carolinen voll Schrecken über den Anblick sah nichts als die Gefahr des Kindes, sprang nach; der Fuß glitt ihr im Springen und hastigem Ergreiffen des Kindes aus; glücklicherweise faßte sie noch ein Gesträuch — sonst wäre sie samt dem Kinde in den See gefallen.

Caroline dankte mir für meine Hülfsleistung so schön, der Vater so rührend. Der Uebergang

in meinem Herzen, vom Gefühle des Schreckens, zu dem Genuße dieses Dankes war unaussprechlich süß. Ich nahm den Säugling auf meine Arme. Ich drückte ihn an mein Herz. Ich glaubte, ihn nicht mehr von mir weglaßen zu können. Er war mir nun so nah, denn Caroline hatte um seinetwillen ihr Leben gewagt, ich sie und ihn gerettet. Welche That wäre in diesen Augenblicken groß genug gewesen, zu der ich nicht Kraft gefühlt hätte!

Da der Schrecken ohne alle üble Folgen vorübergegangen war, so stimmte er die ganze Gesellschaft zu jener sanfteren Freude, welche alle Herzen nach einer glücklich überstandenen Gefahr in eine süße Fröhlichkeit versetzt.

Wir giengen wieder zu Schiff. Die Sonne neigte sich am wolkenlosen Himmel. Lieblich von ihr beleuchtet lagen um uns her die Berge, die sich längst dem See zu beiden Seiten hinabziehen, und die von herrlichen Wäldern überwachsen, die schönsten Felder und Wiesen in ihre Thäler einschließen. Die ärmlichen Schifferhütten am Fuße der Hügel, schon umdämmert, schienen hieher versetzt zu seyn, und mit den distanzenweise entfernt liegenden Schlößern und Kirchen, den Kontrast der anspruchlosen Armuth mit der Herrlichkeit des Reichthums zu bil-

bilden. In grauer Weite thürmten sich die bayrischen Alpen auf, und hinter diesen glühten himmelhohe Felsen und Schneegebirge in den letzten Stralen der Sonne. Unser Schiffchen wog sich im leisen Abendwinde sanft über den See hin, in dessen ruhigen Spiegel sich die reizenden Gestade besahen. Ich versank in Genuß. Meine Augen waren feucht von den süßesten Thränen.

Jetzt nahm einer aus unserer Gesellschaft seine Harfe. Er schlug einige Töne an — Caroline! sagte der Amtmann, sing uns einmal etwas, z. B. mein Lieblingslied: Die Schiffende. Sie singen? fuhr ich hastig auf, so daß mich alle mit einer Art von Verwunderung anblickten — Sie singen? o Caroline! gewähren Sie uns doch ja dieß Vergnügen. Caroline verneigte sich voll Anmuth und sang. Wie unendlich gewann dabei ihr Gesicht an Interesse. Wie sanft war ihre Stimme, wie schmelzend ihre Modulation! Mir liefen die Thränen die Wangen herab, ach, so süß wein' ich nicht wieder!

Caroline dankte mir für den Eindruck, den ihr Gesang auf mich gemacht hatte, mit einem Blicke, worinnen ich mehr als Dankbarkeit zu

se-

sehen — in welchem ich zum erstenmale Liebe für mich wahrzunehmen glaubte.

Wie dieser Blick auf mich in dem damaligen Momente auf mich wirkte, kannst du dir vorstellen. Er fachte alles Gefühl, das, mir selbst unbewußt, für Carolinen in mir glimmte, zur hellen Flamme an. Es kostete mich Mühe, ihr nicht um den Hals zu fallen, aber nach dem ersten Taumel der Freude trat doch meine Vernunft mit ihren Gegengründen wieder auf: Wie leicht kannst du dich in diesem einzigen Blicke geirrt haben! Kann sie nicht das höchste freundschaftliche Gefühl ohne Liebe für dich besitzen? Wollte nicht ihr bisheriges Betragen dir, so viel es ohne die leiseste Beleidigung geschehen konnte, zu erkennen geben wie sie dich schätzt, und daß sie dich nicht liebt? Solltest du es zu ertragen im Stande seyn, deine Liebe von Carolinen zurückgewiesen zu sehen? aber gesetzt, sie liebte dich — und ist dieß unmöglich, da ihr Herz frei ist, und du ihr nicht gleichgültig bist? gesetzt sie liebte dich, und hätte sich nur aus überlegter Delikatesse so betragen, könnte nicht eine Zeit kommen, da du es bedauertest, aus Mißverständniß und um deines — vielleicht doch unmöglichen — Entschlußes willen, nicht wieder zu lie-

lieben, an dem Glücke deines Lebens vorüberge- gangen zu seyn?

So weit war ich im Kampf mit mir selbst, als Caroline das schöne Lied: Vergiß mein nicht, von der Harfe begleitet, anstimmte.

Dieß Lied erinnerte mich an ihre Abreise, die mit dem Anbruche des folgenden Tages vor sich gehen sollte. Mich überfiel bei diesem Gedanken eine Bangigkeit, wie sie nur derjenige empfinden kann, welcher das ganze Glück seines Lebens zu verlieren im Begriff steht. Jetzt war ich weg. Schon sah ich sie im Geiste mir entrißen, und in den Armen eines Andern. Ich sah mich auf immer von ihr getrennt, von ihrem Bilde verfolgt — von tausend Vorwürfen gequält, den Engel, den mir der Himmel für das meiner Pflicht gebrachte schmerzliche Opfer zur Belohnung zuführte, eiteln Bedenklichkeiten aufgeopfert zu haben.

Glücklicherweise landete das Schiff. Meine Unruhe hätte mich auf meinem Platze nicht mehr sitzen laßen. Ich drängte mich zu Carolinen, um ihr aus dem Schiffe zu helfen, ich bot ihr meinen Arm, um sie in den Saal zurückzuführen, und war fest entschloßen, den ersten günstigen Augenblick, da ich sie noch würde allein sprechen können, dazu zu benützen,

aus

aus ihrem Munde mein Schicksal zu vernehmen.

Die Gesellschaft unterhielt sich, ohne uns mit ins Gespräch zu ziehen. Ich suchte Carolinen auf die herrliche Aussicht aufmerksam zu machen. Sie gieng mit mir ans entfernteste Fenster. Der Abend war unaussprechlich schön. Die Gegenstände verloren sich immer mehr und mehr vor unsern Augen in der überhandnehmenden Dämmerung. Der goldgrüne Abendhimmel glänzte im See. Die Gegend gewann eine noch anziehendere Ruhe und Heimlichkeit. Caroline schien so gerührt zu seyn als ich. Wie süß, fieng ich an, würde mir die Erinnerung dieser Gegend seyn, wäre mir hier nicht zum letztenmale die Sonne an Ihrer Seite untergegangen; ach wird sie mir je unter Einem Dache mit Ihnen wieder aufgehen?

Lassen Sie uns jetzt nicht daran denken, erwiederte sie. —

O Caroline, ich muß davon sprechen — wenige Augenblicke gehören in Ihrer Gesellschaft noch mir, und mein Herz ist so voll. Morgen trennen wir uns — Sie nehmen das Kostbarste, was ich besaß, mein Herz und meine Ruhe mit sich. Darf ich hoffen, Ihr Herz und Ihre Liebe dafür zu erhalten,

wenn

wenn ich im Stande bin, Ihnen meine Hand anzubieten? —

Carolinens Gesichtszüge veränderten sich.

Caroline! — fuhr ich fort — Sie müßen gesehen haben, welche Eindrücke Sie auf mich machten. Ich liebe Sie, — Sie glücklich zu machen, wäre das Glück meines Lebens. Wenn Ihr Herz meine Gefühle erwiederte!

Ich ergriff ihre Hand, drückte sie an meine Brust. Fühlen Sie, sagte ich, wie dieß Herz schlägt — Was kann, was darf es hoffen? —

Sie schwieg einige Augenblicke — Mein Aufenthalt — erwiederte sie endlich — mein Aufenthalt in München, wird mir unvergeßlich seyn, unvergeßlich Ihre Bekanntschaft. —

Und weiter haben Sie mir nichts zu sagen? —

Warum wollen wir uns diesen Abend und unsere letzten Augenblicke verbittern? —

Nein, Caroline — so weichen Sie mir nicht aus — Ich muß es entschieden wißen, daß Sie mich nicht lieben. —

Ich kenne keinen Mann, war ihre Antwort, indem sie ihre Hand auf die meinige mit einer Miene legte — deren Wahrheit oder Affectation ich nicht enträthseln konnte — den ich höher achtete, dessen Freundin ich mehr zu seyn wünschte. —

Genug Caroline! genug — ich weiß nun, was ich wißen mußte. —

Ich verließ sie hastig und eilte ins Freie — Es war ein warmer, lieblicher Abend — Ich gieng am Gestade hin - - Der Wind lispelte im Gesträuch. Die Sterne blinkten im See. Vor einer Schifferhütte saß neben dem armen Besitzer des Hauses, der seine Pfeife rauchte, sein Weib, das ein Kind säugte; zu ihren Füßen lag ein älterer Knabe eingeschlafen. — Diese Scene lößte meine Thränen; ich weinte mich satt, und gieng nun mit dem entschloßenen Vorsatze, mir nichts merken zu lassen, zur Gesellschaft zurück.

Man soupirte bereits. Die Plätze neben Carolinen waren schon besetzt. Mir wurde, zur Strafe, daß ich mich um bie Eßenszeit so lang entfernt hätte, die unterste Stelle am Tische angewiesen. Nur Caroline und ich wußten, wie erwünscht uns diese Strafe war. Endlich hatten wir das peinliche Souper überstanden, und es gieng an die Rückreise.

So angenehm es mir auf der Fahrt nach dem See gewesen war, mit Carolinen in Einem Wagen zu sitzen, so unangenehm war es mir nun, in der nemlichen Gesellschaft zurückfahren zu müßen. Inzwischen kam mir die Dunkelheit

unsres Wagens, und die Erschöpfung, welche nach dem Genuß eines Vergnügens die Menschen beschleicht, treflich zu statten. Es wurde wenig gesprochen; der Amtmann schlummerte, und Caroline war zu delikat, und ich zu sehr mit mir selbst beschäftigt, als daß wir unser Stillschweigen wechelseitig unterbrochen hätten.

Zwei Stunden nach unserer Zurückkunft, welche mit Zusammenpacken und Reisevorbereitungen ausgefüllt wurden, stieg der Amtmann mit seiner Tochter in den Wagen. Der gute alte Mann drückte mich väterlich an sein Herz, bat mich dringend, ihn auf meiner weitern Reise zu besuchen. Caroline, sagte er, soll Sie so gut bewirthen, als wir's vermögen. Sie sollen's wie ein Sohn in meinem Hause haben.

Diese Rede brach mir das Herz. Ich sank in des guten Vaters Arme.

Nicht wahr? fragte er Carolinen, nicht wahr? er soll kommen. —

Ich fühlte, daß Caroline durch diese Frage in die äusserste Verlegenheit gerathen mußte, und daß sie mir nur mit einem Complimente antworten konnte. Dieß würde mich aber in diesem Augenblicke zerfleischt haben. Ich wartete also ihre Antwort nicht ab, und sagte dem gü-

tigen Alten Alles, was mir innige und gerührte Dankbarkeit in den Mund legte.

Er stieg in den Wagen. Ich ergriff Carolinens Hand, küßte sie mit einem Thränenstrome auf die beiden Wangen und sagte ihr leise: Adieu, Caroline! Wir sehen uns nicht mehr — Möge der Mann, den Sie wählen, Sie so lieben, als ich Sie geliebt haben würde. Möge es Sie nie gereuen, mein Herz —

Ich wollte sagen: verschmäht zu haben, aber dieser Ausdruck war ein belebender Funke für das Gefühl meines innern Werths. Ich erstickte die Worte, faßte mich im Augenblick wieder, hob Carolinen in den Wagen, und, wenn je stille Würde in meinem Betragen lag, so war es in diesem Momente.

Der Wagen fuhr langsam die Straße hinab, während der Postillon bließ. — Ich sah ihm nach, so weit ich konnte, und eilte dann auf mein Zimmer.

Hier bestürmten mich, wie du leicht denken kannst, tausenderlei Gefühle. Ich sah ein, München, sobald als möglich, verlassen zu müssen, und noch desselben Tags gieng ich mit dem eben abfahrenden Postwagen nach der Schweiz.

Die Idee, in französische Kriegsdienste zu gehen, welche mir während meiner Unterredung

mit

mit Wallär, als er mir nach Frankreich zu gehen, vorschlug, durch den Kopf gefahren war, erschien nun wieder und lebhafter vor meiner Seele.

Ich eilte nach Basel, gab bei der französischen Ambassade meine Empfehlungsschreiben ab, und erstaunte nicht wenig, als ich mich bei derselben schon im Voraus angekündigt sah, und sogar vernahm, daß der Paß, nach Frankreich zu gehen, für mich schon bereit läge. Jetzt wurde mirs in Wallärs räthselhaftem Schicksale lichter.

Man zog mich selbigen Tags noch zur Tafel. Die Gesellschaft bestand meistens aus Officiers, lauter jungen Leuten, welche von Lebhaftigkeit und Witz sprühten. Nur ein einziger unter ihnen, ein schöner junger Mann, sprach wenig. Sein Gesicht verrieth tiefliegenden Gram. Oft hatte sein Lächeln oder sein Blick eine Bitterkeit, welche man dafür nehmen konnte, als ob er Alles um sich her verachtete.

Das Gespräch kam auf die Liebe und auf den Heldenmuth, den sie nicht selten erzeuge. Die jungen Herren goßen ihren ganzen Witz darüber aus, und behaupteten: Liebe sei nur sinnliches Verlangen nach dem geliebten Gegenstande, und sterbe mit dem Genuße. Ich ließ

sie

sie lange reden; am Ende glaubte ich doch auch meine Meynung äussern zu müssen. Ich, für meine Person — sagte ich — scheue mich nicht, als Bekenner einer Liebe aufzutreten, die aus einer edlern Quelle, als dem sinnlichen Verlangen, ihr Daseyn und ihre Nahrung erhält; ja ich zweifle sogar keinen Augenblick, daß ihre gegenwärtigen witzigen und geistvollen Gegner zu meiner Secte gehören, es müßte sich denn mit ihnen, der in seiner Art einzige Fall ereignet haben, daß so viele Männer von Kopf und Herz noch keinen, jener edlern Liebe würdigen Gegenstand gefunden hätten. Ob aber eine solche Liebe zu großen Thaten entflammen könne, daran ist wohl nicht zu zweifeln, weil edle Gefühle auch zu edlen Handlungen anfeuern.

Ich nahm bei dieser Bemerkung unsern schweigenden Tischgenossen geflissentlich ins Auge, und es freute mich sehr, in seinem Blicke Zufriedenheit über meine Rede zu lesen.

Nach Tisch kam er auf mich zu. Sie wollen — sagte er mit edler, bescheidner Würde — unser Vaterland besuchen? Ich erwiederte ihm mit Offenheit – denn der Mann zog mich in seinem ganzen Wesen an – daß mich mein Schicksal hiezu bestimmt hätte, und daß ich ent-

schlos-

schlossen sei, in französische Kriegsdienste zu treten.

Ihr Schicksal? versetzte er, mich fixirend.

Ja — die Strapatzen und die Gefahren des Krieges werden mich zerstreuen, oder mich dahin bringen, wo ich keiner Zerstreuung mehr bedarf.

Bei diesen Worten ergriff er meine Hand, drückte sie schweigend, und verließ mich. Ich bemerkte, daß er mit dem Ambassadeur alleine sprach, dann kam er wieder, nahm mich auf die Seite und sagte: Ueberlegen Sie, mein Herr, noch einmal Ihren Entschluß reiflich, und auf den Fall, wenn er der nemliche bleibt, biete ich Ihnen eine Officiersstelle bei meiner Division an. Das Uebrige wird der Herr Ambassadeur besorgen.

Mein Entschluß war schon gefaßt — erwiederte ich. Ihre Bekanntschaft, Herr General, und Ihr unerwartetes, gütiges Anerbieten haben ihn bevestigt.

So ward ich nun Soldat und Officier. Der General faßte täglich mehr Zutrauen zu mir. Er machte mich zu seinen Adjudanten, und gab mir selbst alle mögliche Anleitung in meinem neuen Stande, in welchem mir vorzüglich meine

ne mathematischen Kenntniße gute Dienste thaten.

Nach und nach schloßen sich unsre Herzen mehr und mehr gegen einander auf. Derville — so hieß der General — theilte mir endlich seine Lebensgeschichte, ich ihm die meinige mit. Ich muß dir die erstere erzehlen, denn sie wirkte wesentlich auf meine Gemüthsstimmung.

Derville, ein Kaufmannssohn aus Lyon, gieng, nachdem er eine sehr gute, und man kann sagen, gelehrte Erziehung genossen, und die Handlung erlernt hatte, als Commis eines ansehnlichen Handelshauses nach Paris. Die Revolution war eben im Ausbruche. Sein Prinzipal, von Geburt ein Deutscher, Namens Meyerfeldt, zog von der Zeit dieser Crisis an, sich nach und nach mehr ein, und lebte zuletzt bloß mit seiner einzigen Tochter und Derville; alle übrige Handlungsdiener wurden verabschiedet. Derville liebte Sophien, die Tochter des Kaufmanns, sie ihn. Der Vater sah mit Wohlgefallen ihre Liebe, und versprach seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, sobald die Zeiten ruhiger würden. Robespierre kam zur grausamen Alleinherrschaft. Meyerfeldt, als ein reicher Particulier und ein Deutscher, wurde zu einem von den Schlachtopfern ausersehen, die man den

Tod der Guillotine sterben ließ, um sich ihres Vermögens bemächtigen zu können.

Die ruhige Familie wird eines Abends überfallen, der alte Meyerfeldt ergriffen, um ins Gefängniß geführt zu werden. Sophie erbebt vor dem Gedanken des Todes, der ihrem Vater droht. Ihr empörtes Herz bricht in Verwünschungen über den Tyrann und die revolutionäre Regierung aus. Vergebens fleht sie Derville an, zu schweigen. Auch sie wird ergriffen und mit dem Vater fortgeschleppt. Weg sind auf einmal die Personen, welche Derville die theuersten auf der Welt waren — er steht allein — und fragt sich, ob er träume, oder wache? — Endlich eilt er aus dem Hause zu Meyerfeldts Freunden, Rath und Hülfe bei ihnen zu suchen. — Ueberall Entsetzen und Theilnahme — nirgends Trost — überall das schreckliche Urtheil — „sie sind verloren." Verzweiflungsvoll kehrt er in seine Wohnung zurück, und findet sie schon von Schreckensmännern besetzt, die alles versiegeln, und rauben, wo sie können. — Jetzt wird auch ihm das Urtheil zur Gewißheit: „sie sind verloren!" Doch hat er Muth, sich den Räubern, als Commis des Gefangenen, darzustellen. Sie weisen ihm ein Zimmer zum Verhaftsorte an.

Zwei Tage nachher wird er vor Gericht geführt. Man zeigt ihm Briefe, welche Meyerfeldt geschrieben, und nach denen er mehrern Ausgewanderten große Summen ins Ausland übermacht haben soll. Derville kann nicht leugnen, daß der Fertiger dieser Briefe, seines Prinzipalen Handschrift äusserst ähnlich nachgeahmt habe, indessen betheuerte er laut und öffentlich: diese Briefe seyen nicht von Meyerfeldt geschrieben, sein Wohlthäter sey unschuldig. Er spricht mit allem Feuer der Angst und der Liebe für die beiden Unglücklichen. Ihr Tod ist beschloßen, seine Vertheidigung fruchtlos. Es gelingt ihm, Sophien vor der Vollziehung des Urtheils, wenige Augenblicke zu sprechen. Sie reicht ihm freudig die Hand — „Derville, sagt sie — man bot mir das Leben an, aber um einen Preiß, den ich verabscheue. Ich sterbe mit meinem Vater, unentweiht und bis in den Tod dich liebend, bin ich nicht bei allem Unglücke noch zu beneiden? Nur Einen Wunsch, nur eine Bitte an dich — es ist die letzte — versage sie mir nicht. Fliehe, so bald du kannst, aus Paris" — Ehe noch Derville zu antworten im Stande war, trennte der Kerkermeister die Liebenden. Er sah Sophien auf dem Blutgerüste sterben. Bleich, aber in stiller Größe, betrat sie es. Sie schien

ihn

ihn mit einem liebevollen Blicke noch einmal unter dem Haufen zu suchen — Er sank sinnlos zu Boden. Als er wieder erwachte, war sie nicht mehr.

Jetzt erfüllte er Sophiens Bitte, Paris zu verlaßen, aber er eilte zur Armee mit der süßen Hoffnung, durch einen baldigen Tod, der, wie er glaubte, aus tausend Schlünden hier auf ihn wartete, mit Sophien und ihrem Vater wieder vereiniget zu werden. Wo sich Gefahr zeigte, war Derville. Tausende seiner Kriegsgefähten fielen um ihn her — nur seiner schonte der Tod. Endlich milderte die Zeit seine Verzweiflung. Seine Herzhaftigkeit wie seine Application im Dienste, führten ihn von einer militärischen Stufe zur andern. So ward er General. Aber die Zeit, die seine Verzweiflung gemildert, das Schicksal, das ihn bis zu diesem Posten erhoben hatte, konnten das Andenken an Sophien und an ihr grausames Loos in seiner Seele nicht verlöschen. — So verlebte er, in sich gekehrt, nur mit wenigen Menschen seine Tage, und nur ich war es, dem sich sein Herz ganz aufschloß. —

Sein Umgang, seine Geschichte, verbunden mit meinen traurigen und bittern Erfahrungen tilgten ebenfalls in mir die Liebe zum Leben

aus;

aus; selbst der Gedanke an den Schmerz meiner Mutter, wenn sie ihren einzigen Sohn verlöre, rührte mich nur noch oberflächlich.

Ich suchte an der Seite meines Freundes den Tod auf, wo wir ihn zu finden glaubten. Er floh uns beide. Durch Derville's Anweisungen und meine Lebensverachtung ward ich bald Capitain.

Einmal giengen wir des Abends an einem kleinen mit Erlen besetzten Bache spatzieren. Die Luft war drückend heiß. — Die Kühle des Bachs erquickte uns. Wir kamen an ein Plätzchen, das für uns angelegt zu seyn schien — Der Bach rieselte hier über Steine; die Erlen schloßen im Zirkel den schönsten mit Blumen übersäten Rasen ein. Grünende Hecken füllten den niedern Zwischenraum der Bäume aus.

Die Anmuth dieses Plätzchens, dessen Stille mit dem fernen Geräusche unserer Truppen einen ganz eigenen Contrast machte, lud uns ein, hier auszuruhen. Es war beschloßen, mit Tagesanbruch den Feind auf allen Punkten anzugreifen. Wir sprachen über das bisherige Glück unserer Waffen, über den Erfolg, den dieser neue Angriff haben würde, über die tausendfachen Gefahren, die uns erwarteten, Torstendahl! sagte endlich Derville, du weißt, ich scheue

den

den Tod nicht, aber verstümmelt mit diesem, noch immer blutenden Herzen, Jahre lang, hinzuschmachen, wäre das Schrecklichste, was mich noch treffen könnte. Die Möglichkeit, dieses Schicksal noch zu erleben, machte mich alleine manchmal auf einen Augenblick zittern — doch nein — so grausam wird das Schicksal nicht seyn! Ein plötzlicher Tod wird mich einmal an deiner Seite — und an der Spitze meiner braven Waffenbrüder wegraffen, vielleicht Morgen — o Torstendahl! wenn der kommende Morgen mich mit Sophien wieder vereinigte!

Dann, sagte ich, dann wird ja auch für mich noch eine feindliche Kugel übrig seyn, denn was sollte mir Einsamen dieß Leben ohne dich.

Derville umarmte mich, ich ihn. Wir schwuren uns aufs neue ewige unzertrennliche Freundschaft zu.

Das Schicksal erfüllte den andern Morgen Derville's Wunsch. Eine Kugel tödtete ihn an meiner Seite. Ich hoffte, es würde nun auch meinen Wunsch erfüllen, und stürmte mit meinen Leuten in den Feind. Es war ein heißer Tag. Tausende bedeckten das Schlachtfeld, aber meinen Wunsch erfüllte das Schicksal nicht. Ich suchte, als wir von der Verfolgung des Feindes zurückkamen, meinen erblaßten Freund auf. Einige

nige unserer Leute hatten ihn schon vom Blute gereiniget, und einstweilen in den Schatten eines Gebüsches auf schönen Rasen gelegt. Seine Brust war von einer Kugel durchbohrt. Der Tod hatte sein Gesicht nicht entstellt; er schien zu schlummern, und mir mit seinem lächelnden Zug um den Mund, zu sagen: „Ich war glücklicher als du.“

Derville ward von seinen Leuten betrauert wie ein Vater; ihm floß aus manchem Auge eine Thräne, das vielleicht damals zum erstenmale Thränen dieser Art vergoß. Wir flochten eine Tragbahre von grünen Reisern und begruben ihn, auf meine Veranlaßung, an dem schönen Orte, an welchem wir uns des Abends vorher noch so traulich neben einander gelagert hatten, und er seinen bevorstehenden Tod ahnete. Der Vollmond goß in der stillen Nacht sein glänzendes Licht über die ganze schweigende Gegend aus, und drang auch durch die Erlenäste, die ein frischer Abendwind hin und her wog, in die Dunkelheit dieses Plätzchens. Leiser rauschte der Bach, in welchem das Bild des Mondes sanft mit seinen Wellen hinfloß. Wenige trugen und begleiteten meinen erblaßten Freund. Wir hatten gerade so viel Raum, einen Kreis um sein Grab zu schließen. Ich

warf die erste Schaufel Erde auf seinen Sarg, die übrigen thaten ein gleiches. Als der Grabhügel vollendet war, entfernten sich die übrigen; ich blieb, warf mich auf das Grab meines Freundes und weihte seine Decke mit meinen Thränen ein. —

Des andern Morgens brachen wir aus dieser Gegend auf, und seitdem bin ich nicht mehr dahin gekommen. Ich war nun allein — ohne Freund, ohne Vertrauten; auch diese Stütze meiner geheimen Leiden war mir entrissen. Dieß gab meinem Herzen eine Bitterkeit, die es, ohne die sorgfältigste Wachsamkeit, hätte grausam machen können. Wir rückten immer weiter in Deutschland vor, Schlagen und Siegen war eins. Endlich ward auch ich schwer verwundet. Zwei meiner Leute schleppten mich aus dem Schlachtfelde, und trugen mich, nachdem sie mich einstweilen so gut als möglich verbunden hatten, nach einem Hirtenhause, das sie in der Ferne dieser Ebene erblickten. Sie hofften hier eine, wenn auch nur schlechte, Liegerstätte für mich zu finden, bis der herbeigerufene Wundarzt und ein Wagen, um mich weiter zu transportiren, ankäme, allein sie täuschten sich. Das Häuschen war zusammengeschoßen, und nirgends eine Ruhestätte für mich. Sie setzten mich endlich auf

den

den Rest eines Heerdes, und einer von ihnen diente mir zur Lehne. Der Gaumen klebte mir vor Durst am Munde. Ich bat die Hirtin, die wir unter den Trümmern ihrer ehemaligen Wohnung antrafen — um einen Trunk Wassers. Lieber Gott! erwiederte sie, mitleidig mich anblickend, ich kann euch keinen geben, der Brunnen ist verschüttet und weit und breit umher keine Quelle, doch wartet. — Als eure bösen Leute uns alles genommen, und meinen alten kranken Mann noch überdieß bis auf den Tod geschlagen hatten, bat mich der arme Mann, da draußen auf dem dürren Rasen liegend, auch um einen Trunk Wasser. Unsere Kuh war fort, der Brunnen verwüstet. Ich wußte meines Jammers kein Ende und wollte verzweifeln; da hört' ich auf einmal meine Ziege, an die ich gar nicht mehr gedacht. Ich gieng dem Laute nach und sah, daß sie sich unter dem zerfallenen Gemäuer versteckt hatte. Das gute Thier! Sobald es mich erblickte, stellte es sich zum Melken — ich nahm die Milch und lief voll Freude zu meinem Mann, aber — er war unterdessen verschmachtet. Gleich darauf kam wieder ein Haufe von euren Leuten, und nahm mir auch die Ziege. — Ihre Stimme stockte, sie gieng fort und kam mit dem Scherben einer Schüßel zurück, worinnen

nen Milch war. Da — sagte sie — trinkt Ihr nun die Milch, Gott hat sie Euch beschieden.

Ich hatte manchem Unfuge gesteuert, war gewohnt, Spuren verübter Gewaltthaten anzutreffen, aber wie die muthwillige Mißhandlung dieser armen Leute, und die schöne That des unglücklichen Weibes, die einem Anführer der Mörder ihres Mannes den ganzen Rest ihrer Nahrung so menschenfreundlich anbot — wie ihre ganze Rede und besonders die Worte: „Gott hat sie Euch beschieden" auf mich wirkten, kann ich dir nicht beschreiben — Es war zu viel für den gegenwärtigen Augenblick. Ich vergaß Durst und Trunk, und sank kraftlos zurück.

Nach und nach erholte ich mich wieder etwas. Ich trank die Milch und hatte Mühe, daß das gute Weib annahm, was ich ihr geben ließ, denn ich selbst war nicht im Stande, mich zu bewegen. Endlich kam der Wundarzt und der Wagen. Wir mußten eine Tagreise zurück machen. So schwach mein Kopf von seiner Wunde und der Verblutung, und so schmerzlich mir das Fahren war, erhielt ich doch nach

und nach so viel Kraft, über meine bisherigen Schicksale und der Scene im Hirtenhause nachzudenken: „Trinkt nun Ihr die Milch, Gott hat sie Euch beschieden.“ Diese Worte standen vor meiner Seele. Wunderbare Verschlingungen! — sagte ich zu mir selbst — eine höhere Hand flicht euch. Ohne den Tod des armen Mannes wäre mir der Labetrunk nicht zu Theil geworden, wäre ich vielleicht jetzt unterwegs verschmachtet! Der Gedanke an die mildthätige Hirtin weckte die Erinnerung an meine Mutter auf. Ich sah sie im Bilde, wie sie sich über meine Abwesenheit härmt, wie sie, unter Thränen, den aufsteigenden Vorwurf nicht unterdrücken kann: daß ich ein Leben, welches sie mit so vielen schlaflosen Nächten, mit solcher unermüdeter Sorgfalt gepflegt und erhalten, ein Leben, das für sie immer von so hohem Werthe war, gering genug achte, um es in der Ferne jeden Augenblick aufs Spiel zu setzen, und ihr, auf ihrem einsamen Wege zum Grabe von mir nichts als die bittre Wahrheit übrig zu laßen: Er verließ mich, und warf sich dem Tod in die Arme — weil er das Mädchen, das er liebte, und die, welche ihn verschmähte, nicht erhielt.

Diese und ähnliche Betrachtungen reihten sich an einander, und erzeugten in mir den vesten Entschluß: wenn, und sobald ich wieder hergestellt seyn sollte, in mein Vaterland zurückzukehren.

Endlich mit anbrechender Nacht langten wir in einem Dorfe an, und hielten vor einem Gebäude still, das ich für ein Amthaus ansah. — Ein älterer und ein jüngerer Mann erschienen mit Lichtern in der Hand — Ich richtete meinen matten Blick auf sie, und erkannte in dem ältern: Rosenthal, Carolinens Vater — Gott! — rief ich — ists möglich! — Rosenthal fixirte mich, über meinen Ausruf verwundert. Er erkannte mich in meiner mit Blute bedeckten Uniform und als Soldat nicht. Muß ich so von Ihrer Einladung Gebrauch machen? treflicher Mann! Wer hätte uns das gesagt, als wir in München uns trennten! —

Du kannst dir Rosenthals Erstaunen vorstellen, in dem, ihm zur Verpflegung angekündigten, schwer verwundeten Offizier mich zu entdecken. Man trug mich halb sinnlos auf ein Zimmer. Caroline trat herein. Ihr Vater

nannte mich, gerade in diesem Augenblicke, bei meinem Namen. Mein Name und ein Blick auf mich, der ich noch im blutigen Anzuge auf dem Bette lag, stürzte sie zu Boden — Der Wundarzt eilte ihr zu Hülfe, brachte sie fort, und bat alsdann, mich mit ihm allein zu laßen.

Ich fand in diesem Hause väterliche Verpflegung. Der junge Mann, den ich bei meiner Ankunft gesehen hatte, war Carolinens Ehegatte, sie schon Mutter eines Säuglings. Ihre Schönheit war verblicht. Das Feuer ihres Auges im Verglimmen. Ich bemerkte, daß sie ängstlich wurde, sobald sie, mit mir allein zu seyn, besorgte. Ich vermied daher jede Unterredung mit ihr, wobei nicht ihr Vater oder ihr Ehegatte zugegen war. Der junge Mann, den sie gewählt hat, besitzt eine glückliche Bildung, ist schön gebaut, zeigt viele Annehmlichkeiten für den gesellschaftlichen Umgang — weiter kann und will ich ihn nicht beurtheilen.

Als ich, nach einigen Wochen, auf dem Wege der Genesung war, erhielt ich Briefe aus Stockholm. Meine Mutter meldete mir Wallárs und Biórna's Tod, und erneuerte ihre

Bitten, nun zurückzukehren, um so dringender, als sie eine Zeit her beständig kränkelt. Ich hielt um meinen Abschied an. Meine empfangenen Wunden waren der Grund, worauf ich meine Bitte stützte. Man entließ mich ungern, und wies mir, zum Zeichen der Zufriedenheit mit meinen geleisteten Diensten, eine Pension an.

Die Wunden meines Körpers sind vernarbt, aber mein Herz empfieng neue in dem Augenblicke, da jene heilten. Ich sah lange, daß dem alten Rosenthal etwas auf dem Herzen drückte, daß ihm oft war, als müßte er es heraussagen. Der Zufall wollte, daß sein Schwiegersohn am Morgen meiner Abreise in Geschäften abwesend seyn mußte — Ich war also mit Vater und Tochter allein. Wir weinten zusammen, da des Amtmanns Chaise, die mich nach der nächsten Station bringen sollte, vorfuhr.

Ich umarmte den alten treflichen Mann — Leben Sie wohl, mein zweiter Vater! sagte ich — diese Umarmung sei Ihnen ein Unterpfand meiner grenzenlosen Dankbarkeit.

O Torstendahl! — erwiederte er, mich heißer an seine Brust drückend — o Torstendahl! warum kamen Sie nicht auf meine Einladung? — warum wurden nicht Sie mein Schwiegersohn? — o meine Tochter! warum wähltest du ihn nicht? du wärst jetzt glücklicher, und ich es durch dich und ihn. —

Um Gotteswillen, Vater! schweigen Sie — fiel ihm Caroline mit einer Art von Schauer in seine Rede. Eine Fluth von Thränen stürzte sich, wie ein lang zurückgehaltener Strom, aus ihren Augen. —

Gott! rief ich, so war mir auch dieß noch vorbehalten. — Dort that ein Mädchen auf mich Verzicht, um ihren Vater nicht unglücklich, hier wies mich ein anderes zurück, um sich und ihren Vater elend zu machen! —

Mein Herz war zerrißen von der Grausamkeit meines Schicksals. Ich umarmte, in einer Art von Verirrung, Vater und Tochter, und stürzte mich in die Chaise.

Ich zog auf meiner Reise Erkundigungen

von dir ein, lieber Hattersdorf! Ich hörte von deinem glücklichen Loose — Ich beschloß dich aufzusuchen, und im Sonnenschein deines Glücks mein Herz wieder zu erwärmen.

Sieh! so bin ich nun an deiner Seite — aber nur wenige Tage kann ich es seyn. Ich eile nach Stockholm, in die Arme meiner Mutter, an die Seite meiner Julie. Wallärs versiegeltes Packet erwartet mich. Es wird mir die Ursache jenes Verzichts enträthseln, den ich auf Julien thun mußte, und der mich in diese Labyrinthe von Erfahrungen, Leiden und Gram führte. — Zwar ist Julie Wittwe und Mutter eines Kindes von Biörna. — Sie kann, nach meinem Gefühle und nach meinen Grundsätzen, meine Gattin nicht mehr werden, aber ich will der innigste ihrer Freunde, ich will der Vater ihres Kindes seyn. Indem ich meiner Mutter und Juliens Thränen trockne, werden die meinigen versiegen. Indeß ich diese Lieben glücklich mache, werde ich vergeßen, daß auch mein Herz gerechte Ansprüche hatte, ein glücklicher Vater und Gatte zu werden. —

Es war tief in der Nacht, als Torstendahl, mit

mit Thränen im Auge, und mich innig umarmend, seine Erzählung schloß. Nach drei Tagen schieden wir von einander. Noch habe ich keine Nachrichten von ihm aus Stockholm. —

VII.

Die Entführung.

Die Entführung.

Elise von Landeck war die Wittwe eines kaiserlichen Obersten, der im Revolutionskriege das Leben verlor. Sie lebte unweit einer herzoglichen Residenz auf ihrem Gute Blumenthal, mit einer einzigen Tochter, deren Erziehung sie ihr ganzes Daseyn widmete. Sie behandelte sie mehr wie eine ältere Schwester die jüngere behandelt, und wer sie nicht kannte, würde sie auch eher für Schwestern, als für Mutter und Tochter gehalten haben. So frisch, so jugendlich sah Elise noch in ihrem drei und dreißigsten Jahre, so hochblühend, so vollendet Auguste in ihrem sechszehnten aus.

Seit dem Tode ihres Gatten hatte Elise die Residenz nicht besucht. Sie bedurfte keiner fremden Hülfe, um ihrer Tochter eine gesunde Moral, und alle die nützlichen und angenehmen Kenntniße beizubringen, die sie ehedem selbst in einer prunklosen, aber darum nicht weniger vortreflichen, Erziehungsanstalt empfangen hatte.

Einige adeliche Familien, die des Sommers ih-

ihre benachbarten Güter bewohnten, und bei ihrer Ankunft Elisen jedesmal besuchten, zogen sie dann mit ihrer Tochter von Zeit zu Zeit in ihren kleinen Zirkel, aus dem sie aber stets mit Vergnügen in die Einsamkeit zurückkehrte. Auguste gewann dabei so viel, daß sie nach und nach jene scheue Blödigkeit ablegte, die bei einer reinen jugendlichen Seele die unvermeidliche Folge einer klösterlichen Lebensart ist.

Bei diesen Besuchen wurde sie bisweilen aufgefodert, sich auf dem Piano hören zu lassen. Ein Wink ihrer Mutter mußte die Aufforderung bestätigen, und so oft dieses geschah, erndtete sie, durch die geschmackvolle Reinheit ihres Spieles, den Beifall der Gesellschaft. Auch hierin, wie in der Blumenmahlerei, war ihre Mutter ihre Lehrerinn gewesen. So wenig aber Elise gegen diesen Beifall gleichgültig war, so wenig verhehlte sie sich die Wahrheit der Bemerkung, die ihr bisweilen gemacht wurde, daß ihrer Schülerinn noch einige Monate Unterricht von einem ausgezeichneten Meister fehlten, um ihr musikalisches Talent völlig auszubilden.

Doch dieser Beweggrund würde Elisen nie vermocht haben, ihren ländlichen Aufenthalt zu verlassen, wenn nicht eine Erbschaft von einigen tausend Thalern, die eine Schwester des Obersten

sten Augusten hinterließ, sie genöthigt hätte, dieses Geschäft in der Residenz zu betreiben, wo ihre Miterben wohnten. Sie entschloß sich also, den eben eingetretenen Winter dort zuzubringen, und diesen Umstand zu benutzen, um den Unterricht ihrer Tochter durch würdige Lehrer vollenden zu lassen.

Sie übergab ihr Landhaus der Hut des biedern Ehrhards, ihres Gärtners, und seiner verständigen Hausfrau, die mit einem alten, schwerhörigen Reutknechte des Obersten, einer Köchin und einer Zofe, ihr ganzes Hofpersonale ausmachten. Röschen, die Zofe, mußte die Reisenden begleiten; sie war eine arme Waise, die Elise als Kind aufgenommen hatte; ein gutes, aber etwas einfältiges Mädchen, das in seinem zwölften Jahre von der kleinen Auguste als eine Gespielinn, und im achtzehnten von der erwachsenen Auguste, als eine Freundinn behandelt wurde.

Die Residenz war nur fünf Meilen von Blumenthal entfernt. Elise legte mit ihren Gefährtinnen die kleine Reise glücklich zurück, und bezog eine stille, bescheidene Wohnung, wo sie beinahe eben so eingezogen lebte, als auf dem Lande. Auguste zeigte so vielem Eifer, ihre Zeit wohl zu benutzen, daß ihre Mutter sie oft nö-

thi-

thigen mußte, ihr in die Gesellschaft zu folgen, die sie aus Wohlstand besuchen mußten. Sie bestunden vornemlich aus den adelichen Familien ihrer Nachbarschaft, und den beiden Anverwandten, mit denen sie das Erbe der Tante zu theilen hatte. Unter diesen fand sie bald eine Freundinn in der Frau von Milden, die, wie sie, Wittwe, aber einige Jahre älter, und Mutter eines Sohnes war, der als Fähndrich bei der herzoglichen Garde diente, und einer Tochter, die, wie Auguste, in der ersten Blüthe des jungfräulichen Alters stand.

Dieses Haus war das einzige, das sie mit Vergnügen besuchte. Eben die Sympathie, welche die Mütter vereinigte, stimmte auch die Herzen der Töchter, nach wenig Wochen, in den sanftesten Accord der Schwesterliebe. Auguste nahm ihre Musiklectionen gemeinschaftlich mit Emilien, bei der ihre vorzügliche Stärke eben so wenig Eifersucht erregte, als Auguste sie, wegen Ueberlegenheit in Führung des Pinsels, beneidete. Oft wohnten die beiden Mütter den Uebungen ihrer Töchter bei, und der Fähndrich begleitete zuweilen ihr Spiel mit seiner Violine.

Theodor war ein unverdorbener, edler Jüngling; er verdankte es den Lehren und dem Beispiel

spiel seines vor zwei Jahren verstorbenen Vaters, daß die Sirenenstimme der Verführung die Stimme der Tugend noch nie in seinem Herzen übertäubt hatte. Seine jungen Cameraden nannten ihn oft spottweise den Bruder Cato. Aber die Achtung seiner weisern Obern entschädigte ihn für diesen Spott. Selbst der Prinz Adolph, sein Obrister, dessen Sitten nichts weniger als rein waren, schätzte ihn wegen seiner Pünktlichkeit im Dienste, und liebte ihn wegen seiner einnehmenden Gestalt. Schon mehrmals hatte er der Mutter versprochen, für seinen kleinen Philosophen zu sorgen, und ihn einstweilen zu seinem Kammerjunker gemacht. Auch an dieser schlüpfrigen Stelle blieb Theodor seinen Grundsätzen getreu; er schien die Ausschweifungen des Prinzen nicht zu bemerken, und selbst in seinen vertrautesten Unterredungen mit seiner Mutter berührte er diese Saite nie. Ein Rest von Ehrgefühl, vielleicht die unwillkührliche Achtung, die sich die Unschuld bei nicht ganz verworfenen Menschen, und das war Adolph, ohne es zu wissen verschafft, hielt ihn so gar ab, sich in Theodors Gegenwart gegen die Gefährten seiner Wollüste mit seiner gewöhnlichen Freiheit herauszulassen. Der Frau von Milden waren die Flecken, die

den

den Charakter des Prinzen entstellten, nicht unbekannt. Sie war auch nicht ganz ohne Sorgen für ihren Sohn, und ergriff daher jeden ungezwungenen Anlaß, um ihn gegen die Lockungen böser Beispiele zu waffnen. Allein ihre Unruhe verschwand, so bald sie bei diesen warnenden Unterredungen einen Blick in sein heiteres Auge, und auf die offene Stirne warf, die kein innerer Vorwurf röthete.

Theodor war nur gegen die Reitze des Lasters fühllos. Auguste, die er seit zwei Monaten beinahe täglich sah, und an der er, so oft er sie sah, eine neue Tugend, oder eine neue Schönheit entdeckte, konnte seinem Herzen nicht lange fremd bleiben. Er liebte sie, ehe er es wußte, und seine Mutter wußte es vor ihm. Mit stiller Freude beobachtete sie das Aufkeimen einer Neigung, die so ganz mit ihren Wünschen übereinstimmte, und sie erwartete nur sein Geständniß, um Elisen ihren Plan zu offenbaren.

Auguste, das heitere unbefangene Mädchen, fühlte ebenfalls seit einiger Zeit, daß etwas mit ihr vorgieng, das sie sich nicht zu erklären wußte. Sie verlor sich oft in dunkeln Gedanken und Gefühlen, aus denen sie, wie aus einem Traum, erwachte, ohne sich deßen besinnen zu können, was sie geträumt hatte. Wenn Theo-

dor

vor ins Zimmer trat, fühlte sie, daß ihr Herz klopfte, und daß ihre Wangen glüheten, und wenn er nicht zur gewöhnlichen Stunde erschien, wünschte sie gleichwohl seine Ankunft mit einer Ungeduld, die sie nur mit Mühe verbergen konnte. Ihre Mutter war nicht weniger scharfsichtig, als die Frau von Milden, da sie aber die Gesinnungen ihrer Freundinn noch nicht kannte, so verdoppelte sie ihre Wachsamkeit, und vermied es, mit einer ungezwungenen Sorgfalt, in den Stunden, da der Fähndrich nach Hause zu kommen pflegte, Augusten aus dem Gesichte zu lassen.

Sophie, so hieß die Frau von Milden, bemerkte ihre Unruhe, und beschloß ihr ein Ende zu machen. Das erstemal, da die beiden Mütter allein beisammen waren, sagte sie zu ihrer Freundinn: Theodor und Auguste kommen sich immer näher; haben Sie Ursach, ihre Liebe zu hindern? ich habe keine. Elise warf sich ihr in die Arme. Lange redeten nur ihre Freudenthränen. Sophie hatte ihr die Aussicht in ein Paradies aufgeschloßen, darin sich ihre Seele verlor. Seit der Geburtsstunde meines Kindes, sagte sie endlich, war ich nicht so glücklich, als ich es in diesem Augenblicke bin, glücklicher, unendlich glücklicher, als ich es hoffen durfte.

Sie durften alles für Ihre Auguste hoffen, erwiederte Sophie. Ein weit glänzenderes Glück, als ich Ihnen anbiete, aber kein reineres konnte ihr zu Theil werden, dafür kann ich Ihnen bürgen. Ich kenne das Herz meines Sohnes.

Nur langsam erholte Elise sich aus ihrer süssen Betäubung, und als die Unterredung ruhiger ward, kamen Beide überein, ihre Kinder sich selbst zu überlassen, und sie blos in der Stille zu beobachten. Diese Beobachtung gab ihnen einen Genuß, deßen ein zärtliches Mutterherz allein fähig ist. Sie lasen den himmlischen Eros, nicht jenen schelmischen Irrwisch, der sich nur allzuoft seine Gestalt anzaubert; sie sahen ihn die beiden Liebenden umschweben, und sie mit einer Blumenkette immer fester und fester umschlingen. Sie sahen in ihren feuchten Augen das Bekenntniß ihrer Gefühle, das Theodor noch nicht auszusprechen wagte, uud für das Auguste noch keine Worte gefunden hatte. Ihrer Abrede getreu, schienen die Mütter nicht auf sie zu merken, und so hielten sie von ihren Kindern den Gedanken entfernt, sich vor ihnen zu verbergen.

Auguste und Emilie hatten eine neue Sonate zu vier Händen einstudiert, die sie mit bewundernswürdiger Fertigkeit spielten. Auf seine

Schü-

Schülerinnen stolz, drang ihr Lehrer unaufhörlich darauf, daß sie das Stück in einem Liebhaberkonzert aufführen möchten, wovon Theodor Mitglied war, und das die beiden Fräulein, von ihren Müttern begleitet, schon einigemal besucht hatten. Dieses mal sollte es besonders glänzend werden, weil eine fremde Sängerinn, die bei Hofe eine Anstellung suchte, sich darin wollte hören lassen. Die Mädchen machten zwar allerhand Einwendungen, allein ihre Mütter, die dem Lehrer seine gehoffte Freude nicht verderben wollten, vereinigten sich mit ihm, um sie zu widerlegen, und fanden um so weniger Ursache, die Bitte zu versagen, da es etwas ganz gewöhnliches war, daß junge Personen in dieser geschlossenen Gesellschaft ihre musikalischen Talente versuchten.

Nun wurde die Sonate mit größtem Eifer repetirt, und als der große Tag erschien, begaben die beiden Mütter sich mit ihren Töchtern, vom Fähndrich begleitet, in die Versammlung. Sie war zahlreich und auserlesen. Es wurden einige Conzerte aufgeführt, nach denen die Italienerinn eine Arie sang, die mit dem lautesten Beifall, besonders vom Prinzen Adolph, aufgenommen wurde, der wirklich Kenner war, und das Conzert als Gast besucht hatte. Er war be-

reits mit einem Anschlage auf die nähere Bekanntschaft der hübschen Brünette beschäftigt, als die beyden Fräulein von Theodorn an das Piano geführt wurden. Es bedurfte nur eines Blicks um seine ganze Aufmerksamkeit zu Augusten hinzureißen, deren bescheidener Anputz die Reitze ihrer Gestalt, und die unschuldvolle Grazie ihres Anstandes noch erhöhte.

Die Sonate wurde gespielt. Die ersten Tacte verriethen einige Schüchternheit, die aber bald besiegt wurde. Die zwo Freundinnen übertrafen sich selbst, besonders Auguste, welche die Hauptparthie spielte. Sie wurden mit einer beinahe andächtigen Stille angehört, und, als das Stück zu Ende war, mit einem enthusiastischen Beifallklatschen, das die Person der Spielerinnen eben so sehr, als ihr Spiel erregten, an ihre Plätze begleitet. Kaum hatte Theodor sie ihren Müttern übergeben, so trat der Prinz zu ihm, und fragte ihn, wer das junge Frauenzimmer sey, das mit seiner Schwester ein so glänzendes Talent dargelegt habe. Theodor, der ohnehin die Erscheinung des Prinzen nicht vermuthet hatte, antwortete mit einiger Verlegenheit: Das Fräulein von Landeck, Ihro Durchlaucht! die mit ihrer Mutter sich seit einigen Wochen hier aufhält. — Woher kennen Sie sie?

Es

Es sind unsere Verwandte.

Ey! so müßen Sie mich ihnen präsentieren.

Bei diesen Worten nahm der Prinz Theodoren bei der Hand, und gieng mit ihm zu den Damen, denen er über die Liebenswürdigkeit und die Talente ihrer Töchter einige schöne Phrasen vorsagte, die ihm die Bahn zu den schmeichelhaften Lobeserhebungen öfnen mußten, womit er diese überströmte.

Die guten Mädchen, besonders Auguste, die noch nie mit einem Großen der Erde gesprochen hatte, standen stillzitternd und schaamroth vor ihm. Er nöthigte sie, sich zu setzen, und richtete das Wort mehrentheils an Augusten, deren holde Schüchternheit ihr einen Reiz gab, der für den Prinzen eine bezaubernde Neuheit hatte. Auch wenn er mit den Müttern sprach, warf er von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf das Fräulein, das zwischen Emilien und Elisen, wie die jüngste der Grazien unter ihren Schwestern, saß. So oft er sie anredete, überzog eine neue Röthe ihre Wangen, sie senkte ihre Blicke, und der sanfte Lispel ihrer Antwort vermehrte ihre Reitze.

Theodor stand auf Kohlen; die Schläge seines Herzens hemmten seinen Athem, besonders da der Prinz es der Frau von Landeck in den

ver-

verbindlichsten Ausdrücken verwies, daß sie mit ihrer Tochter nicht bei Hofe erschienen sei. Meine Tochter, antwortete sie, ist auf dem Lande erzogen, und wird in wenig Wochen mit mir auf das Land zurückkehren. Die große Welt ist ihr fremd, und soll ihr fremd bleiben...

Hier gab das Orchester das Signal zu einem neuen Stücke. Theodor taumelte an seinen Posten, und auch der Prinz kehrte an seinen Platz zurück; er war fürs erste zufrieden, die Bekanntschaft angeknüpft zu haben. Doch hiengen seine Blicke beständig auf der schönen Gruppe, die er so ungern verlassen hatte, und diese Augenwaide machte ihn so zerstreut, daß er die zweite Bravourarie der Sängerinn kaum zu hören schien, und blos mechanisch beklatschte.

Das Conzert gieng zu Ende. Das Vergnügen, das Augustens Triumph ihrer Mutter verursacht hatte, wurde durch ein unwillkührliches Mißbehagen gestört, und sie warf sich nun die kleine Eitelkeit vor, die sie gehabt hatte, ihre Tochter den Augen des Publikums, oder vielmehr des Prinzen, blos zu stellen, deßen unverwandte Aufmerksamkeit ihr so wenig als Theodorn entgangen war. Des andern Tages hatte der Fähndrich den Dienst bei ihm; kaum erblickte ihn Adolph, so rief er ihm zu: wissen Sie wohl,

wohl, mein lieber Milden, daß Sie eine allerliebste Base haben? Ich frage, ob Sie es wissen? Einem Philosophen, wie Sie, konnte diese Entdeckung leicht entwischen. Theodor glühte. Nun, nun, fuhr er fort, erröthen Sie doch eben so sehr, als gestern das Bäschen. Was soll ich daraus schließen? — Daß Ihro Durchlaucht mir zu viel Ehre erweisen, wenn Sie mich für einen Philosophen halten. Er war zu verwirrt, um zu fühlen, daß er etwas ganz anderes sagte, als er sagen wollte. Ist's möglich! rief der Prinz lachend; ist Cato worden, wie unser einer? Nun, nun, das wundert mich nicht. Ein schöneres Geschöpf kann kaum die Phantasie eines Romanenschreibers erzeugen. Ich bin so sehr von Ihrem Geschmacke, daß ich leicht Ihr Nebenbuhler werden könnte. Theodor war auf der Folter; er würde wieder etwas schiefes gesagt haben, wenn nicht ein General, der sich anmelden ließ, ihn aus dieser peinlichen Lage erlöst hätte.

Diese Unterredung hatte ihn für den ganzen Tag verstimmt. Er wußte, daß der Prinz der Mann war, der aus Scherz Ernst machen konnte. Er gab sich alle Mühe, seinen Mißmuth zu verbergen, allein das konnte ihm weder bei seiner Mutter, noch bei Augusten gelingen.

Indeßen fragte ihn keine nach der Ursache seiner stillen Melancholie; seine Mutter hatte sie errathen, und Auguste hoffte, sie von Emilien zu erfahren. Sie erfuhr nichts, und Theodor glaubte sich betrogen zu haben, als der Prinz in der Folge des schönen Bäschens mit keinem Worte mehr erwähnte.

Theodor hatte sich nicht betrogen. Das Herz des Prinzen, das bei Augustens erstem Anblicke Feuer gefangen hatte, nährte seine Flamme mit einer kühnen, aber stillen Sehnsucht, die er besonders vor dem Fähndrich zu verbergen suchte. Er hatte in seinen Augen das Geständniß seiner Liebe gelesen, und verhehlte sich nicht, daß, wenn Augustens Herz nicht mehr frei seyn sollte, diese Eroberung ihm sehr schwer werden, und eine ganz andere Taktik, als diejenige erfordern würde, deren er sich bisher mit so gutem Erfolge bedient hatte. Er erwartete alles von der Zeit und den Umständen, und suchte sich indeßen in den Armen der Donna Sylvia, so hieß die welsche Sängerinn, zu zerstreuen.

Diese Liebschaft, die nicht lang ein Geheimniß blieb, machte Theodorn vollends sicher, und bisweilen lächelte er über sich selbst, daß er sich durch einen Scherz des Prinzen hatte beunruhigen lassen. Sein Umgang mit Augusten wurde

täg-

täglich inniger, und endlich gestunden sich Beide, in dem süßesten Moment ihres Daseyns, was ihre Herzen sich schon lange gesagt hatten. Keine Furcht trübte dieses Geständniß. Ihre Mütter waren ja Freundinnen, und das Glück ihrer Kinder war ihre einzige Sorge.

Am Abend dieses feierlichen Tages hatten sich die beiden Familien vereinigt, um ein neues Produkt der Voßischen Muse zu lesen.*) Bei der Stelle:

Liebe war ihr Gespräch, unendliche Liebe, des Herzens.
Seligstes Glück und höchster Triumph, harmonischer Einklang.
Zweyer Seelen, die sich in jedem Gedanken berühren,
Jedem Flug der Empfindung und jeder leisesten Ahnung.

legte Theodor das Buch weg! nahm Augusten bei der Hand, und warf sich mit ihr den beiden Müttern die neben einander auf einem Sopha saßen, zu Füßen. Wir lieben uns, theure Mutter! willigen Sie in unser Glück, und segnen Sie Ihre Kinder. So sprach der edle Jüngling,

*) S. Der heilige Bund der Liebe und Freundschaft. Gesang 7.

ling, indeß Auguste die Hände der Mutter ergriff, und sie mit Wonnethränen benezte.

Elise und Sophie waren nicht überrascht, aber tief gerührt. Gott segne euch Kinder, sagten sie zu gleicher Zeit, indem sie ihnen ihre offenen Arme reichten. Eure Wünsche sind schon lange auch unsere Wünsche. Herz an Herz wurde nun auch der Schwesterbund der Mütter erneuert, und das Ende des Sommers zur Verbindung des jungen Paares festgesetzt. Bis dahin sollte sie aus triftigen Familien-Ursachen geheim gehalten werden.

Theodor wagte zwar einige Einwendungen gegen diesen Aufschub, zumal, da seine Geliebte nun bald mit ihrer Mutter auf das Land zurückkehren sollte Sie werden mir einst für diese Entfernung danken, mein Sohn, antwortete Elise. Sie wird Ihnen einen neuen Genuß verschaffen, der nicht nur Ihrer Liebe, sondern Ihrer Tugend eine köstliche Nahrung geben wird. Zweimal in der Woche habt ihr Gelegenheit einander zu schreiben, euch eure Gedanken, eure Gefühle mitzutheilen, und wenn die Seelen vom Zauber der Sinne entfesselt sind, so sehen sie sich in einem reinern Lichte, und der Bund, der sie vereinigt, wird täglich durch neue Bande der Verwandschaft befestigt. Die Freund-

schaft,

schaft, ohne welche die Liebe blos ein vergängliches Strohfeuer ist, bauet ihr einen ewigen Thron; und diese Freundschaft kann nur ein Werk der Zeit, nur das Resultat eines freien, unbefangenen Tausches unserer Gesinnungen, ja so gar einer ungeheuchelten Enthüllung unserer Fehler seyn. In der Entfernung werdet ihr gegen einander weniger zurückhaltend, und um so fähiger seyn, an eurer Veredlung zu arbeiten. So werdet ihr euch wechselseitig mit neuen Reitzen und neuen Tugenden ausstatten, und, so oft Theodor uns besucht, wird er Augusten seiner würdiger, und Auguste wird ihn ihrer würdiger finden. Ueber dieses war meine Tochter zu jung, als daß ich sie mit den Pflichten der neuen Laufbahn hätte bekannt machen sollen, die sie nun erwartet. Sie sind mannichfaltig und wichtig diese Pflichten, und das Herz meiner Auguste muß sie mit sich vor den Altar tragen, an dem sie die Erfüllung derselben geloben will.

Die Familie war noch im süßesten Gefühl ihres Glückes vereinigt, als sie eine Einladung zu einem Hofball erhielt, der nach drei Tagen statt haben sollte. Sie hätte kaum auf eine unangenehmere Art in ihrer Freude gestört werden können. Die beiden Mütter sahen einander

schwei-

schweigend an, und ihre Kinder, besonders Theodor, suchten ihre Entschließung in ihren Augen zu lesen. Die Frau von Milden war die erste, die das Stillschweigen brach. Wir können die Einladung nicht ablehnen, sagte sie zu Elisen, zumal nach dem Vorwurfe, der Ihnenj vom Prinzen im Conzert gemacht wurde. Er ist gewöhnlich der Anordner dieser Feste, an denen der Herzog wenig Geschmack findet.

Theodor schwieg noch immer; er hätte gern eine andere Meinung geäußert, wenn er seine Gründe hätte angeben dürfen. So wie er den Prinzen kannte, mußte er so gar fürchten, wenn die Frauenzimmer der Einladung nicht entsprächen, für den Ursacher dieser Unhöflichkeit gehalten zu werden. Emilie war die einzige, die sich bei dem Ball zu amüsieren hoffte. Sie liebte den Tanz, und hatte keinen Liebhaber, bei dem sie alle Freuden der Welt vergessen konnte. Auguste hätte das für sie seltne Schauspiel gern mit angesehen, aber ohne eine Rolle dabei zu übernehmen, und ohne sich einen ganzen schönen Abend dadurch zu verderben. Indeßen sollte ja Theodor sie begleiten. Dieser Gedanke erleichterte ihr das Opfer, und folgte ihr am großen Tage an die Toilette. Sie wollte ihrem Theodor gefallen, vielleicht wollte sie auch seine

Wahl

Wahl im voraus bei der Welt rechtfertigen. Einer sechszehnjährigen Braut wäre diese kleine Eitelkeit wohl zu verzeihen.

Die Gesellschaft war überaus glänzend, und schon sehr zahlreich, als die beiden Fräulein, an der Seite ihrer Mütter in den empyräisch erleuchteten Saal traten. Kaum erblickte sie der Prinz Adolph, so kam er auf sie zu, und empfieng sie mit besonderer Auszeichnung. Er führte sie an ihre Plätze, und erbot sich gegen Elisen, sie mit ihrer Tochter seinem Onkel, dem Herzoge, vorzustellen, der nach einer langwierigen Unpäßlichkeit heute zum erstenmal wieder öffentlich erschien. Der Fürst, der in seiner Jugend mit dem Herrn von Landeck unter Einem Regimente gedient hatte, empfieng sie mit vieler Güte, und nachdem er sich einige Minuten mit der schönen Wittwe unterhalten hatte, entließ er sie mit dem Wunsche, ihr nützen zu können. In dem Munde des edlen Fürsten waren das keine leeren Worte.

Der Ball begann. Prinz Adolph eröfnete ihn mit der Prinzeßin, Tochter des Herzogs; und so bald er sich auch bei den ersten Damen des Hofes der Pflichten der Etikette entledigt hatte, foderte er Augusten zum Tanz auf. Sie reichte ihm zitternd die Hand, und alles, was

er

er ihr Schönes und Aufmunterndes sagte, konnte sie wohl schaamroth, aber nicht beherzter machen. Nach geendigtem Tanze setzte er sich neben sie, und knüpfte eine Unterredung an, die nicht geeignet war, ihre Verlegenheit zu vermindern. Er fragte nach dem Orte ihres Aufenthalts, nach ihren Beschäftigungen, nach ihren Zeitvertreiben. Natürlich mußte sie ihm die Musik nennen, und nun wiederholte er ihr all die Lobsprüche, die er ihr im Conzert beigelegt hatte.

Der arme Theodor mußte sich in einer ehrerbietigen Entfernung halten, und freute sich wenigstens eben so sehr, als seine Geliebte, da der Prinz aufstund, und Emilien die Hand zum Tanze bot. Die junge Städterinn folgte ihm mit liebenswürdiger Unbefangenheit, und tanzte besser, als ihre Freundinn. Dem ungeachtet kam er nie zu ihr zurück, als nachdem er zuvor mit Augusten getanzt hatte. Nach und nach verlor sich ihre Schüchternheit, und da der Prinz sie nie verließ, ohne sich mit ihr unterhalten zu haben, so fand er Gelegenheit, ihren hellen Verstand und ihren gebildeten Geist kennen zu lernen. Ihre Mutter, an deren Seite sie saß, ward immer mit in die Unterredung gezogen, und man kann denken, daß er es nicht ver-

säum-

säumte, ihr, als der Erzieherinn einer so vollkommenen Tochter die feinsten Schmeicheleien vorzusagen.

Blos um sie den Zudringlichkeiten seines hohen Prinzipals zu entziehen, führte Theodor seine Geliebte einigemal in den Reigen; dann konnten sie sich ein Wort der Liebe zuflüstern, und immer endigte sich das flüchtige Gespräch mit dem Wunsche: wenn doch nur der Ball zu Ende wäre. Der gute Jüngling hatte den Prinzen zu scharf beobachtet, um nicht in seinen blitzenden Augen das Feuer einer mühsam verhehlten Leidenschaft zu entdecken. Er glich einem Träumenden, der neben seiner schlafenden Geliebten eine laurende Natter wahrnimmt, und durch eine unsichtbare Hand abgehalten wird, ihr zu Hilfe zu eilen. Erst als er mit Augusten den Wagen bestieg, erwachte er aus dem ängstlichen Traume.

Der Prinz hatte seine Verlegenheit nicht bemerkt; er war zu sehr mit dem holden Mädchen beschäftigt, als daß er sich nach ihm hätte umsehen können. Auch nachdem sie sich entfernt hatte, sah er nur sie; selbst im Schlafe schwebte ihm ihr Bild noch immer vor der Seele, und er konnte den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, so wenig verbergen, daß er am

fol-

folgenden Tage, so bald ihm Theodor zu Gesichte kam, mit gröster Wärme sich nach seinem schönen Bäschen erkundigte. Sie war, sagte er, die Perle der Gesellschaft. Nie habe ich mehr Reitze der Figur und des Geistes vereinigt gesehen. Doch in dem Augenblicke bemerkte er, daß er sich vergaß, und sezte in einem gemäßigtern Tone hinzu: kurz, sie ist das treue Ebenbild ihrer Mutter, dem einzigen Frauenzimmer des Balles, das mit ihr verglichen werden konnte.

Auch die glücklichste Liebe hat ihre Besorgniße. Nicht Auguste, deren reines, zärtliches Herz so ganz sein war, der Prinz allein war es, der bei Theodorn diese Besorgniße erregte. Er fürchtete, er möchte einen Vorwand suchen, die wieder angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen, und, wo nicht seiner Liebe, doch dem guten Namen und der Ruhe seiner Braut gefährlich werden. Schon hatte seine Emsigkeit auf dem Balle die Blicke mancher alten und jungen Dame auf sich gezogen. Man hatte sich in die Ohren geflüstert, und es bedurfte nur eines einzigen Besuches des Prinzen, um dem Argwohn und der Verläumdung einen freien Spielraum zu öfnen. Diese Betrachtungen ängstigten den guten Jüngling nie mehr, als wenn er an

der

der Seite seiner Geliebten den ganzen Werth ihres Besitzes fühlte, wenn er in ihrer Seele keine Gedanken, keine Empfindung las, die nicht ihm und der Tugend angehörten. Fragte sie dann nach der Ursache seiner Traurigkeit, so drückte er sie schweigend an sein Herz, und sagte: ach! ich fühle, daß ich zu glücklich bin.

Länger als einige Tage konnte er diesen Zustand nicht ertragen. Seine Mutter bemerkte den Kampf seines Herzens, sie wollte sich ihm aber nicht zur Vertrauten aufdringen. Er sollte sie dazu wählen; er that es. Zum erstenmal sprach er mit ihr von den Ausschweifungen des Prinzen, von seinen Aeußerungen, und von den Besorgnißen, die sie bei ihm erregten — Du sagst mir nichts neues mein Sohn, erwiederte Sophie; ich billige deine Unruhe wie ich deine bisherige Zurückhaltung billigte. Ich fand gleich nach dem Balle einen ungezwungenen Anlaß, diese Saite gegen die Mutter deiner Braut zu berühren, der die Zudringlichkeit des Prinzen aufgefallen war. Sein Charakter war ihr nicht ganz unbekannt. Was ich ihr sagte, und als Freundinn sagen mußte, brachte sie auf den Entschluß, ihre Abreise zu beschleunigen; du solltest es aber so spät als möglich erfahren. Künftige

Woche wird sie mit Augusten nach Blumenthal zurückkehren. Theodor erblaßte.

Ich habe ihr versprochen, fuhr Sophie fort, daß wir sie monatlich wenigstens einmal besuchen werden, und der Prinz wird dir die Erlaubniß, deine Mutter zu begleiten, nicht versagen. So schwer es ihm ward, so mußte doch Theodor diesen Maßregeln Beifall geben. Ihr Beweggrund sollte für Augusten ein Geheimniß bleiben. Sie ahnet nichts Arges, und es ist Pflicht für uns, sie in dieser heiligen Unwissenheit zu lassen. So schloß Sophie die Unterredung, bei der Theodor einem Patienten glich, der sich einer schmerzhaften Operation unterwirft, von der, nach dem Ausspruche des Arztes, seine Rettung abhängt. Er ergab sich in sein Schicksal, und tröstete sich mit der heitern Zukunft, die durch die grauen Wolken durchschimmerte, die ihm die Gegenwart trübten.

Hier wäre nun der Ort, zu erzählen, wie die beiden Liebenden die Frist ausfüllten, die ihnen gegönnet war, und die Szene ihrer Trennung zu beschreiben. Allein was ließe sich davon sagen, daß die geweihten und ungeweihten Annalisten der Liebe nicht schon tausendmal, und immer mit untreuen Worten, gesagt haben.

Auguste war mit ihrer Mutter in Blumenthal

thal angekommen; ihr Briefwechsel mit Theodorn war eröfnet. An jedem Botentage erhielt sie wenigstens eine Zeile von ihrem Geliebten. Ihre Antworten waren der reine, kunstlose Abdruck ihres zarten, unschuldigen Herzens, und mußten es seyn, da keine Romane und keine Regeln die Sprache der Natur bei ihr erstickt oder verbildet hatten.

Prinz Adolph schien, in den Banden seiner welschen Syrene, Augusten vergeßen zu haben. Nur einmal, — es war an dem Tage nach ihrer Abreise — erwähnte er ihrer gegen den Fähndrich. Ihre Verwandten sind verreist, wie ich höre? — Gestern, Ihro Durchlaucht — Schade! sie würden eine Zierde des Hofes gewesen seyn. Das war alles, und von nun an wurde ihrer nicht mehr gedacht.

Ein Monat war verstrichen; das bunte Gewande des Frühlings schmückte die Fluren, und Auguste zählte jede Stunde, die sie von dem Tage trennte, an dem sie den ersten Besuch ihres Geliebten erwartete. Sein nächster Brief sollte ihr diesen Tag ankündigen. Der Bote kam an, allein er brachte keinen Brief mit. Traurig schlich Auguste in den Garten, und begoß ihre Blumen. Bisweilen mischte sich eine Thräne unter das klare Wasser der Quelle, womit sie

ihre Schwestern, die Töchter des Frühlings, kränkte. In melancholische Gedanken verloren, hatte sie nach dieser Arbeit sich in eine Gaisblattlaube gesetzt, deren junge Blätter der Strahl des Abendroths vergoldete. Auf ihren Arm gestützt, dachte sie mit bange klopfendem Herzen an ihren Geliebten. Der Name Theodor entschlüpfte ihren Lippen und sie lag in Theodors Armen. Um sie zu überraschen, hatte er am Eingange des Dorfes seine Mutter und Emilien verlassen, und sich auf einem Fußpfade in den Garten geschlichen.

Der Uebergang von der tiefsten Trauer zur höchsten Freude ist eine von jenen geheimnißvollen Erscheinungen, wodurch die Seele ihre geistige Natur beurkundet, und es bedarf eben keiner Ueberraschung in einer Gaisblattlaube. Ein todtes Blättchen, in einer Entfernung von hundert Meilen geschrieben, ist mehr als hinreichend, um Thränen auszupreßen, oder abzutrocknen. Die beiden Glücklichen lagen sich noch in den Armen, als ihre Mütter, von Emilien begleitet, in den Eingang der Laube traten, und sich an dieser Wonneszene waideten. Sie hatten Recht, beste Mutter! rief Theodor, indem er Elisen in die Arme flog. Auch die Entfernung

hat

hat ihre Seligkeiten. Ohne sie wäre mir dieser Augenblick fremd geblieben.

Zween allzukurze Festtage der Liebe und Freundschaft lebten die beiden Familien beisammen. Dann kehrte die Frau von Milden mit ihren Kindern nach der Stadt zurück. Der Prinz hatte Theodorn, als er um Urlaub anhielt, einen Gruß an Elisen und ihre Tochter aufgetragen, und er konnte, bei seiner Rückkunft, nicht weniger thun, als ihn ihres unterthänigen Dankes für sein gnädiges Andenken versichern. Ohne Zweifel haben Sie sich wohl amüsiert? fragte seine Durchlaucht. — O, ja! antwortete Theodor so leise, daß man es kaum hören konnte, und mit einer Miene, die seine ganze Verlegenheit ausdrückte. Der Prinz schien nicht darauf zu achten, und sprach von andern Dingen.

Der liebliche May war zu Ende, und Elise genoß mit Augusten jener stillen Freuden, welche die Annäherung einer glücklichen Zukunft in der Seele einer guten Mutter erregt, die ihre Arbeit gekrönt sieht, und einer guten Tochter, die täglich mehr inne wird, daß diese glückliche Zukunft ihr von dieser Mutter zubereitet wurde. Sie erwarteten auf den folgenden Tag den zweiten Besuch ihrer Gäste, und Auguste war mit ih-

ihren Mädchen beschäftigt, im ganzen Garten die schönsten Erdbeeren auf das morgende Fest auszusuchen, als Prinz Adolph, von seinem vertrauten Kammerdiener, Simbert begleitet, im Jagdhabit auf sie zukam. Um Gotteswillen! rufe die Mamma, sagte sie leise zum Mädchen, und gieng mit glühenden Wangen und schüchternem Schritte dem Prinzen entgegen. Seit gestern, schönes Fräulein, habe ich das Glück Ihr Nachbar zu seyn. Sie werden mich entschuldigen, daß ich dieses Glück benutze, um Ihnen und Ihrer Frau Mutter meinen nachbarlichen Besuch zu machen. Auguste konnte nichts, als sich verneigen; aber in dieser Verwirrung war sie schöner als jemals. Ich habe Sie überrascht, fuhr der Prinz mit einem sanften Händedruck fort. Faßen Sie sich, holdes Kind! es ist nicht Prinz Adolph, es ist ja ein Nachbar, der mit Ihnen spricht, ein guter Nachbar, der, vom Zwange des Hofes entfeßelt, endlich auch einmal die Freuden der Natur und des Privatlebens genießen möchte.

Ihro Durchlaucht... das war alles, was Auguste ihm antworten konnte.

Ich habe Sie in Ihrer Arbeit gestört, liebes Fräulein! Sie haben Erdbeeren gepflückt.

Darf ich so frei seyn? sie bot dem Prinzen ihr Körbchen dar.

Sie sind schön, sehr schön, versetzte der Prinz, und dennoch beschämt sie das Incarnat Ihrer Wangen. Er nahm eine von den Erdbeeren. Ich empfange sie als das Pfand der Gastfreundschaft, die Sie mir bewilligen.

Elise kam mit schnellen Schritten herbei; sie empfieng den Prinzen mit einer unbefangenen Höflichkeit, bei der sie aber doch ihre Befremdung nicht ganz verbergen konnte. Sie wundern sich, mich hier zu sehen, gnädige Frau. Die Aerzte haben mir eine Cur verordnet, der Herzog hat mir erlaubt, sie auf seinem Jagdschloße Forstenburg zu gebrauchen, und Sie werden mir erlauben, Sie unter die Nachbarn zu zählen, die mir meine Einsamkeit verschönern sollen.

Das Haus einer einsamen Wittwe, antwortete Elise, wird dazu am allerwenigsten geeignet seyn.

Darüber muß ich Sie bitten, mich allein urtheilen zu lassen, versetzte der Prinz, indem er ihr seinen Arm bot, um, wie er sagte, ihr niedliches Gärtchen näher zu betrachten. — Ueberall fand er Gelegenheit, den reinen, kunstlosen Geschmack der Besitzerinn, und der weisen Oekonomie,

mie, womit sie das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußte, ein Compliment zu machen, das wirklich weniger geschmeichelt war, als er glauben mochte.

Auguste gieng an der Seite ihrer Mutter, und bekam auch ihren Theil Weihrauch, als der Prinz erfuhr, daß sie die Wartung der Blumen übernommen habe. Nun hielt es Elise dem Wohlstande gemäß zu fragen, ob er nicht in ihre Hütte einkehren, und einige Erfrischungen annehmen wolle. Es versteht sich, daß das Anerbieten nicht ausgeschlagen wurde. Der hohe Gast ward in einen zierlichen Saal geführt, der unmittelbar an den Garten stieß, und Auguste war mit bezaubernder Emsigkeit beschäftigt, eine kleine Collation aufzutischen, wobei ihre Erdbeeren die Hauptschüssel ausmachten. Der Prinz konnte nicht satt werden, sie zu betrachten, wollte aber nichts von dem Aufgetischten berühren, bis die neue Hebe, wie er sie nannte, ihre Stelle an der ländlichen Tafel eingenommen hatte.

Während der Herr mit den Damen beschäftigt war, unterhielt der Diener, nach hergebrachter Sitte, die Zofe. Er plauderte ihr eine Menge schöner Phrasen vor, die Röschen im buchstäblichen Sinne nahm. Auch das glaubte

sie ihm, als er ihr sagte, daß sie schon bei ihrem Aufenthalt in der Residenz durch die frische Blüthe ihrer Wangen, und durch ihr bescheidenes Wesen seine Aufmerksamkeit gefeßelt habe, ohne daß er sich damals mit der Hoffnung schmeicheln durfte, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Unvermerkt gieng er zum Lobe seines Prinzen über, deßen Großmuth und Güte er bis an die Wolken erhob. Endlich gab er dem leichtgläubigen Mädchen zu verstehen, daß es in allen herrschaftlichen Gärten üblich sey, den vornehmen Fremden, die sie besuchen, einen Strauß anzubieten. Nun, so wird das mein Fräulein auch thun, antwortete sie. — Behüte Gott! Dieses wird der Jungfer des Hauses überlassen, und selten geht sie dabei leer aus. Röschen ließ sich die Sache nicht zweimal sagen. Sie sammelte einen Strauß von den schönsten Blumen des Gartens, und als der Prinz, von seinem Besuch entzückt, in Begleitung der beiden Damen durch denselben seinen Rückweg nahm, bot sie ihm mit einem tiefen Knix, den Strauß auf einem Porzellanteller an. Sie bemerkte den strafenden Blick Elisens nicht, sondern blos den gnädigen Blick des Fürsten, und den doppelten Dukaten, womit er begleitet war. Als aber der hohe Gast sich entfernt hatte, wurde sie von Elisen mit un-

ungewohnter Strenge zur Rede gesetzt. Das Mädchen antwortete mit Thränen: der Herr Kammerdiener habe es ihr befohlen, und Elise konnte hierauf weiter nichts erwiedern, als daß sie blos von ihrer Herrschaft Befehle zu empfangen habe.

Dieser Herr Kammerdiener war ein relegirter Sutdent, der unter dem Regimente des Prinzen Dienste genommen, und sich durch seine schöne Handschrift, besonders aber durch sein musikalisches Talent bei ihm in Gunst gesetzt hatte. Er befreite ihn vom Kriegsdienste, und machte ihn zu seinem Kämmerling. Doch bei diesem Amte blieb es nicht. Simbert, der eben so schlau, als niederträchtig war, hatte den Charakter des Prinzen gar bald auszuforschen, und seinen Lüsten so geschickt zu schmeicheln gewußt, daß er in wenig Monaten der Vertraute seiner Liebschaften, und sehr oft der Unterhändler derselben wurde. Auch jetzt hatte er die Rolle des Merkurs übernommen, und, um recht methodisch zu verfahren, sich vor allen Dingen an das Kammermädchen gemacht, das in den Romanen, nicht nur der poetischen, sondern auch der wirklichen Welt, mehrentheils eine Hauptperson spielet.

Der Besuch des Prinzen weckte bei Elisen

alle ihre vormaligen Besorgniße wieder auf, und die Frau von Milden, die den folgenden Tag wirklich mit Theodorn eintraf, trug nicht wenig dazu bei, sie darin zu bestärken. Auguste erzählte ihrem Geliebten mit holder Unbefangenheit alle Umstände der überraschenden Erscheinung, die sie mit den Worten schloß: er hat versprochen, wieder zu kommen.

Theodor hörte ihr ernst und schweigend zu. Jetzt entfuhr ihm ein Seufzer. Was hast du, lieber Theodor? Was soll dieser Seufzer und diese umwölkte Stirne? Theodor sah ihr steif ins Gesicht. Die Liebe eines Engels blitzte in ihren Augen. Es ist vorbei, meine Freundinn! der Gedanke fuhr mir durch die Seele: daß der neue Nachbar das Glück unserer Liebe stören könnte. — Wie kann er das? der Prinz ist edel und gut. Frage nur meine Mutter; er hat ihr mehr als einmal seine Dienste angeboten. — Himmlische Unschuld! erwiederte Theodor, und schloß das reitzende Geschöpf in seine Arme. Nun überließ er sich mit leichterem Herzen der Freude des Wiedersehens. Ganz heiter war ihm der Tag nicht. Auch den beiden Müttern war ers nicht. Sie kamen überein, daß Elise den Besuchen des Prinzen zwar nicht ausweichen, alsdann aber ihre Tochter keinen Augenblick

blick verlassen müße. Sollte er sie zu oft wiederholen, oder eine unedle Absicht verrathen, so wurde beschloßen, die Verlobung des jungen Paares bekannt zu machen, und die Heirath zu beschleunigen.

Allzu kurz, wie alle Tage der Liebe, war ihnen auch dieser, und als sie am folgenden Morgen sich trennten, mußte Sophie ihren Sohn mit Gewalt aus Augustens Armen reißen. Bange Ahnungen erfüllten sein Herz; er schüttete sie auf dem Rückwege in den Schoos seiner Mutter aus, die eben nicht geschickt war, sie zu zerstreuen, ungeachtet sie alle Kräfte aufbot, es zu versuchen. Selbst Augustens Briefe vermochten es nicht. So oft er einen von ihr erhielt, und ihn seiner Mutter oder Emilien vorlas, schloß er mit den Worten: nein! den Verlust eines solchen Herzens würde ich nicht überleben.

Der Prinz beschränkte seine Besuche nicht auf Blumenthal; seinen übrigen Nachbarn widerfuhr gleiche Ehre. Er verweilte aber blos bei der Baronin von Rothau, die drei erwachsene Töchter hatte, mit denen sie das letzte Carneval in der Residenz zubrachte. Die Mädchen waren artig, ohne eben schön zu seyn, und der Prinz freuete sich, die alte Bekanntschaft mit ihnen

nen zu erneuern. Diese Vorrede führte ganz natürlich auf das Capitel der Bälle und Redouten, und als die drei Schwestern eine lebhafte Erinnerung der genoßenen Freuden äußerten, sagte der Prinz: Sie sind Liebhaberinnen des Tanzes, und mein Arzt hat mir neben der Landluft die Bewegung empfohlen. Ich würde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie mir behüflich wären, von Zeit zu Zeit einen kleinen Familienball zu veranstalten. Die Fräulein und die gnädige Mamma fanden den Gedanken allerliebst, und der Prinz verließ sie mit dem Versprechen, bei seinem nächsten Besuche das Weitere mit ihnen zu verabreden.

Erst in der folgenden Woche wiederholte der Prinz seinen Besuch in Blumenthal. Er überraschte Augusten am Piano. Ich spielte, so schrieb sie ihrem Theodor, ich spielte unserer Mutter die Mozart'schen Variationen, die du mir letzthin mitbrachtest. Ich sprang von meinem Stuhl auf, allein er nöthigte mich, fortzuspielen. Seine unaufhörliche Lobsprüche machten mich ganz verwirrt; er sah mich dabei so starr, so durchschauend an, daß mir recht bange dabei wurde. Vortreflich! göttlich! sagte er, so oft ich eine Variation endigte, und bei jeder ward mein Spiel schlechter. Wie kommt das?

da

da doch ein einziges Bravo von meinem Theodor meine Finger beflügelt, und meine Seele so hoch empor hebt, daß ich mir in diesem Augenblick einbilde, was ich spiele, sey mein eigenes Werk. Er blieb über eine Stunde bei uns, und sprach viel mit mir. Ich mußte ihm erzählen, wie ich meine Zeit zubringe. Als ich meiner Bücher erwähnte, fragte er mich, ob ich auch Romane lese? Nun nahm die Mutter das Wort. Dazu hat meine Tochter keine Zeit, sagte sie, und ich schmeichle mir sogar, daß sie wenig Geschmack daran finden würde. Diese Antwort schien ihm zu mißfallen; er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er zu meiner Mutter: Sie hatten vor einigen Tagen einen Besuch aus der Stadt? — Die Frau von Milden, Ihro Durchlaucht mit ihren Kindern. Eine wackere Frau! versetzte er; ihre Tochter ist sehr artig, und der Sohn ein braver Jüngling, der viel verspricht. Wenn er Wort hält, so werde ich väterlich für ihn sorgen. O, er wird Wort halten! dachte ich, und mußte mir alle Gewalt anthun, es nicht laut zu sagen. Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, er muß meine Gefühle in meinem flammenden Gesichte gelesen haben, denn er sah mich mit so bedeutenden Blicken an, als ob er um unser Geheimniß wüßte.

Auf

Auf einmal ward er nachdenkend, zerstreut einsylbig, und nahm bald darauf seinen Abschied.

Elise hatte noch mehr gesehen, als ihre arglose Tochter; sie hatte in den Augen des Prinzen die flammende Sehnsucht der Leidenschaft gelesen, die der Wollüstling, auch mit allen Künsten der Verstellung, nie ganz verbergen kann. Sie hatte den Zwang wahrgenommen, womit er ihre lästige Gegenwart ertrug, und das Mißvergnügen, das ihr Urtheil über die Romane bei ihm erweckte. Dennoch hielt sie es für unnöthig, ihre Tochter mit einer Gefahr bekannt zu machen, die sie durch ihre Wachsamkeit abzuwenden hoffte.

Auch dasmal hatte Simbert den Prinzen nach Blumenthal begleitet; der Zufall wollte, daß er Röschen im Garten allein antraf. Er nahete sich ihr, wie ein alter Bekannter, und Röschen wich ihm nicht aus. Der Verweiß, den sie des Straußes wegen erhalten hatte, lag ihr auf dem Herzen, und sie konnte dem Drange nicht widerstehen, ihm ihre Noth zu klagen. Ihre gnädige Frau ist doch allzustrenge, antwortete der schlaue Wicht. Doch wie kann sie in ihrem Dorfe wissen, was in der Residenz Mode ist. Ich bedaure es herzlich, mein schönes

nes Kind, daß ich Ihnen, in aller Unschuld, einen Verdruß zugezogen habe. O, die gnädige Frau ist sonst sehr gut; es war das erstemal, daß ich gezankt wurde, desto weher hat es mir aber auch gethan.

Nun, nun! mein Prinz ist der beste Herr von der Welt; er wird Ihnen Ihren Schmerz vergüten. Wie lange sind Sie schon bei der Frau von Landeck?

Seit meinem dreizehnten Jahre. Als meine Mutter starb nahm sie mich zu sich und versprach für mich zu sorgen. Ich bin nur zwei Jahre älter als das Fräulein, und wenn die einmal heirathet, so hoffe ich . . .

Ist sie etwa Braut?

Je nun, gewiß weiß ich es nicht, allein seit unserem Aufenthalt in der Stadt gehen allerhand Dinge vor, die mich so was vermuthen lassen.

Nicht wahr, mit dem Fähndrich von Milden?

Woher wissen Sie das? Es ist noch nicht über meine Lippen gekommen.

Ey, die Wirthinn, bei der wir unsere Pferde einstellten, sagte mir, er sey schon zweimal mit seiner Mutter hier gewesen, und da dachte ich, es könnte so was im Werke seyn. Ich kann mich aber auch betrügen; wenigstens ist das Fräulein eines höhern Glückes werth. Ihre Schönheit,

ihre

ihre Tugend sind fähig einen Fürsten zu bezaubern.

Da haben Sie wohl recht, und dabei ist sie so gut, wie die Mamma. Lieber Gott! wenn sie eine Fürstinn wäre, ich würde es auch zu genießen haben.

Je nun, wer weiß, was noch geschieht? Unverhoft kommt oft.

Simbert stattete auf dem Rückwege dem Pinzen von dieser Unterredung Bericht ab. Ich sehe schon, antwortete er, der Fähndrich wird mir zu schaffen machen; es ist nur zu gewiß, daß er geliebt wird. Sey's! ich gebe darum das Mädchen nicht auf! sie hat meinen Kopf und mein Herz gefeßelt.

Der Fähndrich wird ja doch wegzubringen seyn, versetzte der Diener.

Nun ja, wenn ich Aufsehen machen wollte. Allein der Herzog versteht keinen Spaß, und zudem würde ich dadurch wenig bei dem Mädchen gewinnen. Wenn ich sie nur allein sprechen könnte; aber die Mutter hält sie unaufhörlich belagert. Doch vielleicht verschaft mir der Ball eine Gelegenheit. Wenn ich nur selbst recht wüßte, was ich ihr sagen soll. Der Weg, den ich bei andern einschlug, geht hier nicht, das sehe ich nur allzuwohl.

Vielleicht, sagte Simbert, ließe die Mutter sich durch den Antrag einer geheimen Heirath gewinnen. Wenn Ihro Durchlaucht...

Den Gedanken hatte ich auch schon. Es wäre vielleicht eine Sottise, allein das Mädchen verdiente, daß ich sie machte.

Freilich müßte es das letzte Mittel seyn, das Ihro Durchlaucht wählten. Doch, kommt Zeit, kommt Rath!

Guter Rath ist hier theuer, erwiederte der Prinz. Wirst du mir aber einen guten geben, so soll er dir auch theuer bezahlt werden.

Elise hatte dem Briefe ihrer Tochter an Theodorn einen Commentar an seine Mutter beigelegt, darinn sie die Erzählung des guten Mädchens berichtigte, und bange Besorgniße für die Zukunft blicken ließ. Sophie fand diese Besorgniße nicht ungegründet, allein sie war in ihrer Antwort der Meinung: so lange der Prinz sein Stillschweigen nicht breche, so müße man auch kein Mißtrauen gegen ihn äußern, sondern das Ansehen haben, als ob man seine Leidenschaft nicht bemerkte. Er hat versprochen, so schloß sie, für unsern Sohn zu sorgen, und wir dürfen ihn ohne die äußerste Noth dieser Stütze nicht berauben. Theodor dachte ganz anders. Die Klugheit seiner Mutter schien ihm eine gefähr-

fährliche Sicherheit, und selbst sein Glaube an Augustens grenzenlose Liebe konnte ihm gegen die Unternehmungen eines so mächtigen Nebenbuhlers keine hinreichende Gewährschaft leisten.

Der dritte Besuch des Prinzen war ganz kurz. Er komme, sagte er, im Namen der Frau von Rothau, um Elisen und das Fräulein zu einem kleinen Familienfeste einzuladen, das am folgenden Abend auf ihrem Schloße Statt haben sollte. Ihr Sohn, der Rittmeister, setzte er hinzu, wird Sie abholen, wenn Sie, gnädige Frau, mir die Ehre des Vorzugs nicht gönnen wollen. Elise war überrascht. Ohne mit der Baroninn in einer engen Verbindung zu stehen, hatte sie doch jederzeit gute Nachbarschaft mit ihr gepflogen; und ungeachtet sie in diesem Feste das Werk des Prinzen erkannte, so fand sie doch keinen gültigen Vorwand, die Einladung auszuschlagen. Nur verbat sie sich das Anerbieten des Prinzen, sie abzuholen. Was Ihro Durchlaucht einen Vorzug nennen, würde auf unserer Seite ein Mißbrauch Ihrer Güte, eine unverzeihliche Eitelkeit seyn. Der Prinz bestand nicht weiter darauf, lenkte das Gespräch auf gleichgültige Dinge, ohne jemals das Wort insbesondere an Augusten zu

richten, und entfernte sich, um, wie er sagte, der Frau von Rothau von seiner Gesandschaft Bericht abzustatten.

Morgen werden wir einem Balle bei der Frau von Rothau beiwohnen. Ich verspreche mir wenig Vergnügen von diesem Feste. Wie kann es für mich ein Fest geben, bei dem ich meinen Theodor nicht finde? Unsere Mutter bliebe auch lieber zu Hause; allein da der Prinz im Namen der Baroninn die Einladung in eigener Person übernommen hatte, so konnte man sie nicht wohl ausschlagen. Mit nächster Post werde ich dich und mich durch die umständliche Erzählung deßen, was ich sehen und hören werde, für deine Abwesenheit entschädigen. So schrieb Auguste an ihren Geliebten; und wenn er sie vollends unsichtbar belauscht, wenn er die Gleichgültigkeit, womit sie von dem Feste sprach, und sich dazu vorbereitete, beobachtet hätte, so würde sie ihn noch mehr, als ihr Brief in der süßen Ueberzeugung bestätigt haben, daß ihr Herz nur an ihm hieng, und auch nicht den leisesten Wunsch hegte, Jemand anders als ihm zu gefallen.

Die Gesellschaft war nicht zahlreich, aber auserlesen, und der Urheber des Festes, der Prinz, hatte nichts versäumt, um es glänzend

zu machen. Er eröfnete den Ball mit den Töchtern des Hauses, und selbst nach ihnen wandte er sich nicht gleich an Augusten. Er ließ ihr alle Zeit, sich gegen den Rittmeister, der sie abgeholt hatte, der Pflichten der Höflichkeit zu entledigen. Dann forderte er sie zu einem englischen Tanze auf, nach deßen Endigung er sie dem nächsten Stuhle zuführen wollte. Dieser Platz hätte sie von ihrer Mutter entfernt; sie bat ihn um die Erlaubniß, sich zu ihr zu begeben. Er versuchte es noch mehrmals, sie allein zu sprechen, und nie wollte es ihm gelingen. So sehr er seine Worte im Zaum hielt, so wenig konnte er seinen Augen gebieten, und der heilige Instinkt der Unschuld flößte Augusten eine geheime Furcht vor seinen Blicken ein.

Er tanzte eben einen Walzer mit ihr, als plötzlich der Garten, auf den der Saal stieß, in vollen Flammen zu stehen schien. Es war ein Feuerwerk, das der Prinz veranstaltet, und zu deßen Losbrennung er den Schlag zehen Uhr bestimmt hatte. Alles lief an die Fenster; der Prinz that ein Gleiches mit Auguste, für welche dieses Schauspiel eben so neu als überraschend war. Ihre Mutter hatte sie in dem Gewimmel aus dem Gesichte verloren, und der Prinz benutzte diesen Augenblick, um ihr die beflügelten

Wor-

Worte zuzuflüstern: endlich, schöne Auguste, kann ich Ihnen sagen, was ich Ihnen schon seit Monaten zu sagen wünschte: daß ich Sie liebe, unaussprechlich liebe, daß ich Ihnen mit meinem Herzen alles anbiete, was Ihnen seine Liebe verbürgen kann, und daß ..... Auguste zitterte; ihr war, als wollte der Boden unter ihr einsinken. Sie machte ihre Hand von der seinigen los, und unterbrach ihn mit leiser bebender Stimme: Ihro Durchlaucht müßen sich an meine Mutter wenden, sie wird Ihnen in meinem Namen antworten. Er wollte von neuem ihre Hand ergreifen, allein sie zog sich vom Fenster zurück, als wollte sie andern Zuschauern Platz machen, und eilte auf ihre Mutter zu, die nur wenige Schritte von ihr entfernt war, und sie aufsuchte. Was fehlt dir, mein Kind? du bist ja leichenblaß und zitterst! fragte Elise sie mit ängstlichen Blicken. — Ach nichts! es ist nichts, liebe Mutter. Mir war etwas warm, und die kalte Abendluft am Fenster hat mich angeschauert. Das gute Mädchen wollte seiner Mutter den Abend nicht verderben. Diese ließ ihr eine Schaale Thee reichen, auf die sie sich wirklich wieder wohl befand.

Den ganzen übrigen Abend war der Prinz sehr heiter. Er foderte Augusten noch ein paar-

mal

mal zum Tanz auf, und erhielt keine abschlägige Antwort, weil sie dem Könige dieses Festes diese Nachgiebigkeit schuldig zu seyn glaubte. Auch ihre Mutter erhielt ihren Antheil an den Ergießungen seiner fröhlichen Laune. Er setzte sich neben sie, und unterhielt sie eine Viertelstunde lang von den Annehmlichkeiten des Landlebens, von den Vorzügen der Familienfreuden, von den erkünstelten Lustbarkeiten der Höfe, von dem Eckel, den sie in seiner Seele zurückgelassen, und von seinem Lieblingswunsche, je eher je lieber die Bürde seines Standes ablegen, und als ein Privatmann auf dem Lande leben zu können. Elise bestritt diesen Wunsch; er wäre, meinte sie, in seinem Alter zu frühzeitig, und seine Erfüllung würde ihm bald lästig werden. Glauben Sie das nicht, gnädige Frau, antwortete er, mein Plan ist kein Hirngespinnst, und wenn er in Erfüllung geht, so soll keine Stimme mächtig genug seyn, mich aus meiner philosophischen Zauberinsel heraus zu locken.

Der Ball nahm ein Ende, und Auguste bestieg den Wagen, der sie davon führte, mit der Freudigkeit eines Gefangenen, dem die Thore des Kerkers geöfnet werden. Des folgenden Morgens erzählte sie ihrer Mutter das Gespräch, das sie mit dem Prinzen gehabt hatte.

Diese Scene, setzte sie hinzu, war die Ursache des Schreckens, den Sie an mir bemerkten. Ich verbarg Ihnen die Wahrheit, weil ich Ihre Ruhe schonen wollte. Elise erblaßte; sie sah nun die Gefahr näher, als sie es bisher glaubte. Auguste warf sich ihr in die Arme: Ach, beste Mutter! that ich vielleicht Unrecht, daß ich ihn an Sie verwies? Ich war so bestürzt; ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Nein! mein Kind, du hättest nicht besser antworten können; allein auch ich bin bestürzt — Und wenn sich nun der Prinz an mich wendet? Du sagtest ihm: ich würde in deinem Namen antworten. Auguste sah ihre Mutter staunend an: wie! Sie halten es für nöthig, mich zu fragen? Glauben Sie, mein Theodor seye mir um einen Prinzen, selbst um einen Thron feil? — Nein, ich glaube es nicht, mein Kind, allein ich wollte dieses schöne Bekenntniß aus deinem Munde hören. Elise drückte das edle Mädchen an ihren Busen, und ihre hochklopfende Herzen sagten sich, was ihre Lippen nicht auszudrücken vermochten.

Doch vielleicht, so fuhr Auguste fort, hat der Prinz mich blos auf die Probe setzen, vielleicht hat er mir unser Geheimniß ablocken wollen.

Ich wünschte, daß es dem so wäre. Wenigstens habe ich Ursache zu vermuthen, daß Theodors Liebe seinem Scharfblick nicht entgangen ist.

Da hätte er denn doch einen sehr grausamen Scherz mit mir getrieben.

Nicht alle Fürsten, meine gute Auguste, gleichen seinen Onkel. Wenn seine Aeußerung kein grausamer Scherz war, so wird er sich gegen mich erklären, und dann?....

Dann wissen Sie meine Antwort. Will er sie aus meinem eigenen Munde hören, nun so trete ich mit heiterer Miene vor ihn hin und sage: ich bin Theodors Verlobte.

Mutter und Tochter saßen noch beisammen, als Röschen mit freudigem Ungestümm hereinstürmte, und Elise einen Brief übergab. Herr Simbert, der Kammerdiener des Prinzen, hat mir ihn zugestellt, mit dem Befehl, ihn gleich zu überliefern. Simbert hatte den Brief mit sechs Carolinen begleitet, die der Prinz Röschen als eine Entschädigung für den Verweiß zustellen ließ, den die Geschichte mit dem Strauße ihr zugezogen hatte. Er empfahl ihr über diesen Punkt das tiefste Stillschweigen, und es ward ihr nicht schwer, es ihm anzugeloben. Elise erbrach den Brief, er enthielt folgende Zeilen:

„Aus

„Aus Ihrem Munde, gnädige Frau, soll ich die Antwort ihrer reitzenden Tochter auf das Bekenntniß empfangen, das ich ihr gestern ablegte. Ich liebe sie, und wünsche mich nicht zu betrügen, wenn ich glaube, daß Ihnen meine Liebe schon lange kein Geheimniß mehr seyn kann. Seit dem vorigen Winter nährt mein Herz eine Leidenschaft, die weder die Abwesenheit, noch die Zerstreuungen des Hofes schwächen konnten, weil sie nicht blos auf die äußern Reitze, sondern auf die Tugend Ihrer anbetenswürdigen Tochter gegründet ist. Zum erstenmal, gnädige Frau, fühle ich die Allgewalt der Unschuld, ahne ich die Glückseligkeit einer tugendhaften Liebe. Der holden Auguste war es vorbehalten, mein Herz zu feßeln, und es den Blendwerken der Sinnlichkeit auf immer zu verschließen. Helfen Sie mir diese schöne Arbeit vollenden. Ihr Charakter, gnädige Frau, muß Ihnen für die Reinheit meiner Absichten bürgen. Ich biete Ihrer holden Tochter meine Hand an, und ich kann es, ohne die elenden Gesetze der Staatsklugheit zu verletzen. Mein Onkel hat drei Söhne. Ich bin also frei von der Verpflichtung, mir eine Gemahlinn aufdringen zu laßen, der ich blos meine Hand geben könnte. Dennoch wird es rathsam seyn, meine

Ver-

Verbindung bis zur Zurückkunft des Erbprinzen geheim zu halten. Er liebt mich, und wird mit Vergnügen mein Fürsprecher bei seinem Vater werden. Ein Wort von Ihnen, gnädige Frau, das der Ueberbringer dieses Blatts Morgen Abend bei Ihnen abholen soll, wird über mein Schicksal entscheiden. Möge es die Hoffnung bestätigen, die seit gestern meine Seele in die süssesten Träume wiegt! Möge der Anbeter Augustens, der sie nicht zärtlicher liebt, als er ihre Mutter verehrt, sich bald Ihren Sohn nennen dürfen."

Adolph.

Der Prinz hatte diesen Brief unter der Leitung seines geheimen Raths geschrieben. Die Wachsamkeit, womit Elise ihm jede Gelegenheit abschnitt, das Fräulein allein zu sprechen; die kunstlose Gleichgültigkeit, womit beide die Huldigungen und Spielwerke betrachteten, die dem weiblichen Stolze und der weiblichen Eitelkeit zum Köder dienen, und selbst der Rang, den die adeliche Wittwe eines Obersten in der Gesellschaft einnahm, — alles überzeugte den Herrn und den Diener, daß man diese Eroberung nicht nach den gewöhnlichen Regeln, und mit den gewöhnlichen Waffen unternehmen müs-

müsse. Es wurde daher beschlossen, die Unterhandlung geradezu mit dem Anerbieten einer geheimen Heirath zu eröffnen. Was wagen Sie dabei? sagte Simbert; wenn Sie des Mädchens müde sind, so läßt man den Herzog hinter das Geheimniß kommen; er wird Ihnen eine Strafpredigt halten; vielleicht ein Paar Wochen über Sie zürnen, aber die Heirath wird er als ein Attentat gegen seinen altfürstlichen Stammbaum ganz unfehlbar vernichten. Um Ihre Rolle recht pathetisch zu spielen, werden Sie Ihr Mißgeschick zu den Füßen Ihrer Prinzessinn beseufzen, beweinen, verfluchen, aber Sie werden frei seyn, und die trostlose Ariadne wird sich am Ende in den Armen eines hungrigen Lieutenants trösten, den Sie zum Hauptmann erheben, und nöthigen Falls durch eine Hand voll Dukaten für das verlorne Kränzchen der Fräulein Braut entschädigen werden.

Allein, versetzte der Prinz, es kann wenigstens der Mutter nicht unbekannt seyn, daß ich bisher so ziemlich locker gelebt habe. Wie kann ich den Verdacht abwenden, den dieser Umstand gegen die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen, oder doch wenigstens gegen meine Beständigkeit bei ihr erwecken wird? Ein bedenklicher Umstand, ich kann es nicht läugnen, erwiederte

Sim-

Simbert; und da die Obristinn auf Zucht und Ehrbarkeit, ich glaube gar, auf Religion hält, so weiß ich kein ander Mittel, den Stein des Aergernißes aus dem Wege zu räumen, als wenn Sie die Rolle eines bekehrten Sünders, und mitunter eines empfindsamen Schwärmers, aber freilich cum grano Salis, wie mein Rector zu sagen pflegte, bei ihr spielen.

Wenn deine Rezepte anschlagen, so werde ich dich reichlicher bezahlen, als wenn du mich an einem hitzigen Fieber kurirt hättest.

Ey, Ihro Durchlaucht! was ist Ihre Krankheit anders als ein hitziges Fieber? morgen ist der kritische Tag, den müßen wir abwarten.

Gleich nach Tische ließ der Prinz die Pferde sattlen, und begleitete seinen Unterhändler bis in das Wäldchen, das die lieblichen Anhöhen vor Blumenthal krönte. Hier blieb er zurück, und Simbert verfolgte seinen Weg nach dem Dorfe. Er ließ sich bei der Frau von Landeck durch Röschen anmelden, und wurde sogleich vorgelassen. Elise übergab ihm ihre Antwort, und Auguste, die neben ihr an ihrem Nährahmen saß, warf ihm einen heitern, unbefangenen Blick zu, darin der forschende Botschafter die Ratifikation ihres Inhalts las. Er jagte damit in vollem Gallop dem Wäldchen zu, wo sein

Herr

Herr ihn mit der Ungeduld eines Spielers erwartete, der sein Vermögen auf eine Karte gesetzt hat. Hastig riß er den Brief auf, erblaßte, glühte, knirschte, und reichte das Blatt seinem Vertrauten: Da, lies! das Körbchen ist von Golddrath geflochten, aber doch ein Körbchen. Simbert las:

„Euer Durchlaucht wollen mir und meiner Tochter eine Ehre erweisen, die wir ausschlagen müßen. Ich könnte Ihnen sagen, daß die Gründe, wodurch Sie sich berechtigt halten, den Pflichten ihres Standes auszuweichen, uns kein Recht geben, den Pflichten des unsrigen zu trozzen; daß ich und meine Tochter wissen, was wir unserem Landesherrn und uns selber schuldig sind; daß Sie selbst, gnädigster Prinz, uns über kurz oder lang verachten würden, wenn wir uns bewegen ließen, den besten Fürsten zu hintergehen, und die ehrwürdigsten Gesetze mit Füßen zu treten. So würde ich Euer Durchlaucht antworten, wenn Auguste frei wäre, und gewiß würden meine Gründe Eingaug bei Ihnen finden. Allein ich bedarf ihrer nicht. Ich brauche Ihnen blos zu sagen, daß Auguste seit drei Monaten die Verlobte des Fähndrichs von Milden ist, und daß ihr Herz ihn gewählt hat, um Euer Durchlaucht zu bewegen, einen Wunsch auf-

aufzugeben, gegen den die Stimme der Ehre sich eben so laut erhebt, als die Stimme der Pflicht, und Ihr edles Herz ist mir Bürge, daß Sie dieser Stimme, die den Großen der Erde vor andern heilig seyn muß, Gehör geben werden u. s. w."

Deine Rezepte taugten keinen Pfifferling, sagte der Prinz, indem er Simberten den Brief abnahm.

Ey nun, so müßen wir zu heroischen Mitteln unsere Zuflucht nehmen. Das Beste wäre freilich, wenn Euer Durchlaucht den weisen Lehren der Frau von Landeck folgten, und ...

Wenn das dein Ernst ist, so sind wir geschiedene Leute. Der Roman ist nun einmal angefangen, ich will ihn ausspielen. Meine Liebe zu diesem Mädchen ist eine allgewaltige, Geist und Herz fortreißende, Liebe, von der ich zuvor keine Ahnung hatte. Kein Hinderniß soll mich abschrecken, kein Opfer soll mir zu theuer seyn, um mir den Besitz des bezaubernden Geschöpfes zu verschaffen. So lang es seyn kann, will ich mit Vorsicht zu Werke gehn, ist aber ein Wagestück nöthig, nun, so werde ichs bestehen, und sollte ich.....

Etwa dem Herrn Bräutigam einen unserer

allezeit fertigen Raufer auf den Leib hetzen, der ihm den Hochzeitkitzel auf immer vertriebe?

Pfui! dieß ist der Rath eines Banditen, der mir überdem wenig Vortheil bringen würde. Mutter und Tochter würden den Anstifter der Schandthat errathen, und als einen Meuchelmörder verabscheuen.

Wollen vielleicht Euer Durchlaucht eine Capitulation versuchen?

Auch das nicht, sie würden nie die Hände dazu bieten. Ich sehe nur allzuwohl ein, daß auch die glänzendsten Anträge nichts, wenigstens bei der Mutter nichts ausrichten würden.

Nun so muß man, sagte Simbert lachend, das Küchelchen der Henne aus dem Neste holen. Haben Sie das Mädchen einmal in Ihrer Gewalt, so wird die Mutter die geheime Heirath mit beiden Händen ergreifen, da alsdann die Verbindung mit dem Fähnrich ohnedem zerrißen würde, und die schöne Gefangene wird dem Rathe der Mamma Gehör geben.

Der Prinz schwieg, und nach einer langen Pause sagte er, wie aus einem Traume erwachend: ich glaube, du hast Recht. Wir müßen die Sache näher überlegen.

Nach einigen Tagen fuhr Elise mit ihrer Tochter zur Frau von Rothau, um ihr einen

Dank-

Dankbesuch abzustatten. Kaum waren sie eine Stunde da, so erschien auch der Prinz, um sich, wie er sagte, nach dem Wohlseyn der Damen zu erkundigen. Diese Erscheinung war kein Werk des Zufalls. Röschen, durch Simberts prächtige Verheissungen verblendet, hatte ihn von dem Vorhaben ihrer Herrschaft unterrichtet. Elise erblaßte, als der Prinz herein trat, und Augustens Gesicht überströmte das glühende Roth des Blitzes. Der Prinz schien ihre Verlegenheit nicht wahrzunehmen. Er war freundlicher und unbefangener als nie; er zeichnete sie so wenig aus, und sein ganzes Benehmen trug so sehr das Gepräge der absichtlosen Höflichkeit, daß selbst die kluge Elise dadurch getäuscht wurde. Mein Brief hat gewirkt, sagte sie auf dem Rückwege zu ihrer Tochter. Der Prinz scheint der Vernunft Gehör zu geben; nun weiß ich mir es erst recht Dank, daß wir Theodorn und seiner Mutter die ganze Sache verschwiegen haben.

Ein Schreiben, das Auguste bald hernach von ihrem Geliebten erhielt, bestärkte die Mutter und die Tochter in ihrem Wahne. Er beklagte es, daß die Sommerübungen ihn nöthigen würden, seinen monatlichen Besuch in Blumenthal zu verschieben, und fügte hinzu: daß

die Garnison der Hauptstadt nur die nahe bevorstehende Rückkunft des Prinzen erwarte, um ein Lustlager zu beziehen, das wenigstens vierzehn Tage bestehen werde. Nun war Elise vollkommen beruhigt; sie hoffte jede Stunde die Abreise des Prinzen zu erfahren. Die gute Seele ahnete die Gefahr nicht, die, gleich einer stillanschwellenden Fluth, im Finstern heran schlich, und sich bereits vor ihrer Schwelle gelagert hatte.

Röschen hatte im Dorfe eine Muhme, die sie sonst nur des Sonntags, seit einiger Zeit aber beinahe täglich besuchte. Simbert hatte das unerfahrene Mädchen in sein Garn gelockt, und das Haus der Muhme, die im Herrn Kammerdiener weniger nicht als einen Freier ihrer Nichte erblickte, war die Werkstätte, in der die Bosheit ihre Anschläge schmiedete. Simbert hatte Röschen wirklich die Ehe auf den Fall versprochen, wenn sein Prinz, deßen Liebe zu Augusten er ihr unter dem Siegel des Geheimnißes anvertraut hatte, das Ziel seiner Wünsche erreichen sollte, und Röschen, die es ganz und gar unmöglich fand, daß ein Fräulein die Hand eines Prinzen ausschlagen könne, sah sich in Gedanken schon wirklich als Frau Kammerdienerinn im vollen Genuße der Gnade des hohen

Ehe-

Ehepaars. Simbert nährte ihre Träume durch allerhand kleine Geschenke, die seinen Vorspiegelungen bei der Nichte und der Muhme ein hinreichendes Gewicht gaben.

Zween Tage nachdem er Elisens Antwort in Blumenthal abgeholt hatte, erschien er am Orte der Zusammenkunft so mißmuthig, so niedergeschlagen, daß Röschen ihn beim ersten Anblick mit Schrecken um die Ursache seiner Traurigkeit fragte. Ach, liebes Kind! erwiederte er, ein feindseliges Verhängniß hat sich unserm Glück in den Weg gestellt. Das Fräulein, oder vielmehr ihre Mutter, hat meinem Prinzen auf seine Anwerbung eine abschlägige Antwort gegeben. Röschen wurde blaß wie eine Leiche; sie sank kraftlos auf einen Stuhl, und nach einer langen Pause war ein tiefer, schwerer Seufzer die einzige Antwort, die sie aufbringen konnte.

Simbert seufzte auch und wischte sich die trocknen Augen. Vielleicht, sagte er, hat die Furcht vor der Ungnade des Herzogs die Weigerung der gnädigen Frau veranlaßt. In diesem Falle wäre noch Rath zu schaffen, denn ich glaube nicht, daß der Widerstand von dem Fräulein herrührt. Gesetzt auch, daß sie den Fähndrich liebt, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie ihn einem Prinzen vorziehen werde, der

einer der schönsten Männer des Hofes ist, und ihr ein Glück anbietet, darum eine Prinzeßinn sie beneiden würde. Sind aber Beide so verblendet, daß sie dieses Glück mit Füßen treten wollen, so könnte man ihnen keinen größern Dienst erzeigen, als wenn man sie nöthigte, es anzunehmen. Sie würden sich bald eines bessern besinnen, und es dem Freunde oder der Freundinn, die ihnen diesen Dienst erwiesen hätten, zeitlebens verdanken.

Sie können Recht haben, versetzte Röschen; allein wo ist dieser Freund, oder diese Freundinn?

Sie, mein Schatz können diese Freundinn seyn, und durch eine unschuldige Gefälligkeit unser Glück auf immer befördern.

Sie scherzen, mein Lieber! was kann ich armes, einfältiges Mädchen thun? Nichts, gar nichts!

Sehr viel! wiewohl es im Grunde nur auf eine Kleinigkeit ankömmt. Gesetzt, mein Prinz, um den Zorn des Herzogs, der übrigens nicht lange dauern wird, von der Frau von Landeck und ihrer Tochter abzuwenden, faßte den Entschluß, das Fräulein zu entführen, um sich durch den Feldprediger seines Regiments in aller Stille mit ihr kopuliren zu lassen; so könn-

ten

ten Sie, bestes Röschen, ihm zur Erreichung seiner großmüthigen Absicht mehr als irgend jemand behülflich seyn.

Röschen sah den Unterhändler mit großen Augen an: Ich verstehe Sie nicht.

So muß ich deutlicher reden: Sie müßen uns das Haus öfnen, und uns in das Schlafzimmer des Fräuleins führen. Versteht sich des Nachts, wenn sie zu Bette liegt. Das ist es alles!

Gott bewahre! und wenn das Fräulein um Hülfe ruft, und die gnädige Frau kömmt herbei gelaufen, so bin ich ja verloren. Nein, lieber Herr Simbert! muthen Sie mir das nicht zu.

Für das Rufen soll gesorgt werden. Wir verbinden ihr den Mund, oder setzen ihr einen Dolch auf die Brust.

Heiliger Gott! einen Dolch! meinem lieben guten Fräulein einen Dolch! Nimmermehr! Herr Simbert; dazu helfe ich nicht. Einen Dolch! das arme Kind würde stracks in Ohnmacht sinken!

Desto besser! so wird sie nicht schreien.

Ein kalter Schauer überläuft mich. Ich hätte nicht geglaubt, Herr Simbert, daß Sie so unbarmherzig seyn könnten.

Unbarmherzig, sagen Sie? ich kenne zwanzig Fräulein, die uns auf halbem Wege entgegen

gen kommen würden. Eine Fürstenkrone ist wohl einer kleinen Ohnmacht werth. Doch Mademoiselle Röschen, wie ich sehe, liebt weder ihres Fräuleins, noch ihr eigenes Glück.

Röschen weinte und schwieg. Simbert sah auf seine Uhr. Es ist Zeit, daß ich zu meinem Herrn zurückkehre. Leben Sie wohl, Mademoiselle! Zu Ende der Woche reisen wir nach der Stadt zurück. Sie werden mir daher erlauben, übermorgen und vielleicht auf immer, Abschied von Ihnen zu nehmen. Ueberlegen Sie unterdessen wohl, was ich Ihnen gesagt habe, und wenn Sie mich nicht glücklich machen wollen, so machen Sie mich wenigstens nicht unglücklich. Versprechen Sie mir die heiligste Verschwiegenheit über alles, was ich Ihnen gesagt habe. Röschen reichte ihm schluchzend die Hand. Simbert drückte einen heißen Kuß darauf, wandte sein Gesicht weg, als wollte er seine Thränen verbergen und verschwand.

Das arme Mädchen wankte mit schwerem Herzen nach Hause. Sie mußte alle ihre Kräfte zusammennehmen, um den Eindruck zu verbergen, den diese Unterredung auf sie gemacht hatte. Sie wußte nicht, wozu sie sich entschließen sollte. So oft ihr guter Engel ihr seine Warnungen zuflüsterte, ward er durch die Sirenen-

stim-

stimme der Leidenschaft, und durch die Lockungen des Versuchers übertäubt, in deßen Aufrichtigkeit ihre unerfahrne Jugend keinen Zweifel setzte. Noch war sie unentschloßen, ob sie Simberts Einladung zu einer letzten Zusamenkunft Folge leisten wolle, als der Prinz des andern Tags in Blumenthal erschien. Er ließ Elisen und ihrer Tochter nicht Zeit, sich von ihrer Verwirrung zu erholen. Mit einer Frundlichkeit, die sie noch vermehrte, sagte er zu ihnen: unmöglich kann ich in die Stadt zurückkehren, ohne von meinen lieben Nachbarinnen Abschied zu nehmen. Morgen, spätstens übermorgen, werde ich abreisen. Elise stammelte einige Worte der Höflichkeit, die gerade so viel sagten, als sie sagen sollten. Das Fäulein rückte einen Stuhl vor, den sie ihm anbot. Ich kann mich nicht aufhalten, antwortete er. Ich habe noch einige Abschiedsbesuche zu machen; Sie müßen mir verzeihen, daß ich den zu Blumenthal allen andern voransetzte. Er küßte den beiden Damen die Hand, und wurde von ihnen bis an den Wagen begleitet. Eine Geistererscheinung hätte sie nicht mehr überraschen können. Der fliegende Wiski war bereits aus ihren Augen verschwunden, und noch standen sie unter dem Thorweg, und ihre Blicke

schie-

schienen sich zu fragen: ob sie träumten oder wachten.

Röschen hatte im Nebenzimmer die Abschieds-Szene belauscht. Die Worte des Prinzen: Morgen, spätstens übermorgen, werde ich abreisen, fuhren ihr wie ein feuriger Pfeil durchs Herz. Simbert, mit seiner traurig schmachtenden Miene, wie er den glühenden Kuß auf ihre Hand drückte und seine Thränen verbarg, trat plötzlich vor ihre Phantasie, und breitete seine Arme nach ihr aus. Ihr Herz klopfte immer schneller und schneller; es legte es ihr als eine Grausamkeit aus, daß sie Anstand nehmen konnte, den liebenswürdigen Mann, der sie glücklich machen wollte, noch einmal zu sehen. Der Besuch ward beschlossen, und wäre es nur, um ihm zu sagen, daß sie unter den vorgeschriebenen Bedingungen die Seinige nicht werden könne. Sie gieng zur Muhme. Simbert war nicht da. Das war ihr unerwartet; sonst kam er ihr immer zuvor. Sie saß traurig am Fenster, und bemühte sich, die Seufzer zu ersticken, die, so oft sie vergebens hinaus sah, sich aus ihrem Busen hervordrängten, indeß die geschäftigte Matrone in der Stube aus- und eingieng, ohne sich weder um die Nichte, noch um den künftigen Neffen zu kümmern. Denn daß Simbert

bert dieses werden wolle, hat er ihr selbst, aber freilich nur ins Ohr anvertraut, und wie man leicht denkt, kein ungünstiges Gehör gefunden.

Endlich erschien er, und Röschen folgte ihm mit klopfenden Herzen in das Gärtchen, das hinter dem Hause lag, und schon mehr als einmal der verschwiegene Schauplatz ihrer Zusammenkünfte war. Ich mußte mich wegstehlen, liebes Röschen, sagte er, und kann mich nur einige Augenblicke aufhalten. Ich war den ganzen Tag mit den Anstalten zu unserer Abreise beschäftigt. Doch Sie bedürfen nur eines einzigen Wortes, um zu entscheiden, ob wir uns bald, oder nie wieder sehen werden. Röschen schwieg. Sie hatte alles vergessen, was sie dem Geliebten sagen wollte, um ihn zu bewegen, seine Capitulationspunkte zu mildern. Wie! Sie schweigen, fuhr Simbert fort; ists möglich, daß Sie sich in vier und zwanzig Stunden nicht entschließen konnten, ob Sie die glückliche Gattinn eines fürstlichen Beamten werden, oder, deutsch zu sagen, die Magd einer Offiziers Wittwe bleiben wollen? Röschen erbebte: ach! Sie wissen ja, daß ich Ihnen gut bin, sagte sie weinend. — Ich glaubte es, erwiederte er, bis ich einen Beweiß Ihrer Liebe verlangte. Wollen Sie mir ihn geben? Wenn mein Prinz

das

das Fräulein nicht heirathet, so können auch wir uns nicht heirathen. Ich erhalte das Amt nicht, das er mir versprochen hat, und werde den Augenblick verwünschen, da mein Herz einer Undankbaren sich hingab, die es zu spät bereuen wird, daß sie mit diesem Herzen ihr Glück von sich stieß, ihr Glück, sage ich, und hier ist der Beweiß. Lesen Sie. Er zog ein Papier hervor, darin der Prinz ihr ein Jahrgeld von zweihundert Gulden versicherte, falls er das Fräulein von Landeck heirathen würde.

Sie las, und wollte ihm mit zitternder Hand das Blatt zurück geben. Behalten Sie's, sprach er, es hängt lediglich von Ihnen ab, ob es übermorgen seinen Werth verlieren, oder ob Ihnen das erste Jahr vorausbezahlt werden soll. Gestehen Sie mir, daß man einen kleinen Dienst nicht großmüthiger belohnen kann? Denn was verlangt man am Ende von Ihnen? daß Sie Ihrem Fräulein, das Sie lieben, die Thür in die Brautkammer eines Prinzen öfnen sollen. Wahrlich! Mademoiselle, Ihre Verblendung schmerzt mich eben so sehr, als die Härte, womit Sie meine Liebe verschmähen. Die Zeit ist kostbar, was wollen Sie thun? — Was Sie wollen, versetzte sie leise, und sank dem

Sa-

Satan in die Arme. Er drückte sie fest an seine Brust und bedeckte ihre glühenden Wangen mit Küßen.

Nun wurde der Plan des Bubenstücks verabredet. Simbert wollte am folgenden Abend um Mitternacht mit zween Gehülfen sich vor der Hinterthür des Hauses einfinden. Röschen sollte ihnen aufschließen, und sie in Augustens Schlafzimmer führen. Dieses war um so leichter, da das Mädchen in einem Cabinet schlief, das damit zusammenhieng, und außer dem alten, schwerhörigen Reitknecht Niemand diesen Theil des Hauses bewohnte. An der Hinterthür sollte ein Wagen bereit stehen, der die schöne Beute mit den Räubern auf das fürstliche Jagdschloß bringen sollte. Ist sie nur einmal dort, sagte Simbert, so wird sich das übrige alles geben. Das wissen Sie besser als ich, erwiederte Röschen; nur darf meinem Fräulein kein Leid geschehen, das müßen Sie mir schwören. Simbert schwor; was hätte er nicht geschworen? Auf einmal rief sie ängstlich: allein was wird aus mir werden? die gnädige Frau wird mich zur Rede setzen. — Auch dafür ist gesorgt. Mit Tagesanbruch wird der Prinz an sie schreiben, und sich im Namen seiner Braut ihre getreue Rosine zur Bedienung ausbitten.

Sie

Sie wird ihm gewiß die Bitte nicht versagen; dann sind auch wir vereinigt, um uns nie wieder zu trennen.

Um allen weitern Bedenklichkeiten des armen Mädchens auszuweichen, beschleunigte Simbert seine Abreise. Beim Abschiede steckte er ihr einen hübschen Ring an den Finger, um, wie er sagte, ihr ebenfalls ein Pfand seines Versprechens zurück zu lassen. Dieser Talismann that seine volle Wirkung. Röschen fühlte sich plötzlich in eine Braut verwandelt, und, vom Zauberkelch täuschender Hoffnungen berauscht, eilte sie mit flüchtigen Schritten nach Hause.

Doch die Nacht, diese ernste Bundsgenossinn des Gewissens, verdunkelte nach und nach die lachenden Bilder, die ihrer trunkenen Seele vorschwebten. Ihre glänzenden Masken verschwanden, und bald erblickte sie nichts mehr, als scheußliche Gespenster, die sie angrinzten, oder ihr die Donnerworte: was hast du gethan? in die Ohren brüllten. Sie verschloß ihre Augen, und sah sie doch. Sie verbarg den Kopf in ihr Kissen, und hörte sie doch. Sie versuchte es, sich vor ihrem innern Richter zu entschuldigen, und fand keine Entschuldigung. Der Versucher, dessen Sophismen sie bethört hatten, war fern von ihr, und so oft sie ihn herbei rief,

er-

erschien auch er ihr in einer veränderten Gestalt. Es war nicht mehr jener einnehmende Schmeichler, deßen süße Worte ihr Herz durchglühten. Es war ein hohnlächelnder Dämon, der an einer magischen Kette sie an den Rand eines Abgrunds fortriß, und wirklich den Arm aufhob, um sie hinunter zu stürzen. Fieberfrost durchschauerte ihre Adern, und der Schweiß des Todes rieselte von ihrer Stirne. Sie weinte, sie stöhnte, sie betete. Nichts konnte ihre Marter lindern, und die Nacht verstrich ihr, ohne daß sie einen Augenblick Ruhe genoßen hätte.

Als sie durch Augustens Zimmer gieng, saß diese bereits an ihrem Schreibtische; sie meldete ihrem Theodor den Abschiedsbesuch des Prinzen, und freute sich der Hoffnung, ihn nun bald wieder zu sehen. Ohne ihr heiteres, morgenröthliches Gesicht von dem Blatte abzuwenden, bot sie Röschen einen guten Morgen. Der Anblick der Holdseligen, ihr sanfter, liebeathmender Gruß war ein neuer Dolchstich in ihr Herz. Sie eilte, wie eine verfolgte Missethäterinn, an ihr vorüber, und begab sich hinunter zu Elisen, die allein in der Wohnstube war und eine Morgenbetrachtung las. Um Gottes willen! wie siehst du aus? Röschen! rief sie im Ton einer Mutter ihr entgegen. Schon einige Tage

schleichst

schleichst du wie eine Leiche umher. Was fehlt dir, mein Kind? dieses Wort brach ihr das Herz. Sie stürzte zu Elisens Füßen nieder, und rief mit gerungenen Händen: ach, gnädige Frau! beste, gnädige Frau! vergeben Sie mir; ich will Ihnen alles gestehen. Ihre Thränen und Schluchzer hinderten sie, mehr zu sagen. Elise meinte, sie rede irre; sie suchte sie zu beruhigen und aufzurichten. Nein! nein! rief sie, lassen Sie mich! nur auf den Knieen darf ich zu Ihnen sprechen. Jtzt eröfnete sie ihr das ganze Geheimniß der Bosheit. Und so oft Elisens Miene ihr Entsetzen verrieth, unterbrachen neue Thränen und der jammernde Ausruf: vergeben Sie mir! ihre Erzählung, die sie durch das Billet des Prinzen und durch den angeblichen Trauring bestätigte.

Faße dich, mein Kind, sagte Elise, indem sie sie umarmte, und danke Gott, daß er dir den Gedanken eingab, statt ein Verbrechen zu begehen, es zu verhindern. Verhindern? erwiederte sie, ach! wie kann ich das? Sie werden diese Nacht kommen. Laß sie kommen, sagte Elise nach einem ernsten Stillschweigen; ich erlaube dir, sie einzulassen. Röschen sah sie mit starren, fragenden Blicken an. Glaube mir, es ist mein Ernst; nur mußt du sie, statt zu meiner Tochter,

ter, in mein Zimmer führen. Aber Auguste, das versprich mir, darf nichts von meinem Vorhaben ahnen.

Röschen fiel von neuem auf die Kniee, und gelobte den heiligsten Gehorsam. Elise hätte sich mit ihrer Tochter in die Stadt flüchten, sie hätte den Schutz des Herzogs anflehen können, allein sie wollte kein Aufsehen machen, und ihr Glaube an die Menschheit, vielleicht auch eine gewiße Exaltation, die das abgeschiedene Landleben so gern in reinen Seelen erzeugt, gab ihr den Entschluß ein, sich, statt ihrer Tochter, entführen zu laßen. Dieses, dachte sie, wäre das sicherste Mittel, sie vor den Nachstellungen des Prinzen auf immer zu sichern, und vielleicht die schlafende Tugend in seinem Herzen wieder aufzuwecken. Von einem Briefe erwartete sie diese Wirkung nicht, da der Bösewicht, der seinen Leidenschaften schmeichelte, den Eindruck des ersten vernichtet hatte.

Während Auguste sich mit ihren Blumen und mit ihren Vögeln beschäftigte, unterrichtete Elise ihre Vertraute von allem, was sie zu thun hatte. Sie gab ihre Befehle mit einer Ruhe, die dem Mädchen eine heitere Zuversicht einflößte, welche ihr nicht erlaubte, an sich selbst, und an die Folgen zu denken, die ihr Bekennt-

niß

niß für sie haben konnte. Der Tag verstrich unter den gewöhnlichen Beschäftigungen. Kein Blick, keine Miene verrieth die ernsten Arbeiten ihrer Seele. Beim Abendessen war sie heiter, und unterhielt Augusten von ihrem Theodor und von der stillen Feyer, womit der Tag ihrer Verbindung begangen werden sollte. Nur im Augenblicke des Schlafengehens, als das holde Mädchen sich mit vollem Herzen in ihre Arme warf, hatte sie Mühe, ihre Bewegung zu verbergen, und die Thräne wegzublinzen, die ihr ins Auge stieg.

Röschen begleitete sie in ihr Schlafzimmer. Sie übergab dem Mädchen eine Florkappe und eine seidene Douillete mit dem Befehl, sie ihr im Augenblick umzuwerfen, da sie sich ohnmächtig anstellen würde. Sie zog ihr bestes Nachtgewand an, und blieb halb angekleidet. Um diese Vorsicht zu verbergen, empfahl sie Röschen, mit aller Sorgfalt zu verhindern, daß Simbert und seine Gefährten ihr mit keinem Licht zu nahe kämen. Sie selber löschte das ihrige aus, sobald ihre Anstalten getroffen waren, und Röschen sich in das Nebengemach begeben hatte.

Die Nacht war kühl und dunkel; sie erwartete die zwölfte Stunde in einem Armstuhl.

Beim

Beim ersten Schlage befahl sie dem Mädchen, sich an ihren Posten zu begeben, nachdem sie die Thüren von Augustens Zimmer, die auf die Hausflur und in Röschens Kammer führten, in aller Stille abgeschloßen hatte. Nun legte sie sich zu Bette, und erwartete mit klopfendem Herzen den entscheidenden Augenblick.

Elisens Wohnung lag am Ende des Dorfes und stieß auf eine Nebenstraße, in welcher Simbert und seine Gefährten bereits mit einem wohl verschloßenen Wagen angelangt waren. Röschen war, der Abrede gemäß, ohne Licht. Kaum öfnete sie die Thür, so trat Simbert ihr mit einer Blendlaterne entgegen. Ist alles bereit, mein Schätzchen? — Alles; erwiederte sie schluchzend. Er sprach ihr Muth ein, ergriff sie beim Arme und schlich mit ihr die Hintertreppe hinauf. Seine Begleiter, zween Bedienten des Prinzen, folgten ihm. Alle hatten Masken vor dem Gesicht, und waren in weite Mäntel gehüllt. Vor Röschens Kammer hielten sie einen Augenblick still. Simbert wiederholte ihnen seine Befehle; der dringendste von allen war: alles Geräusch zu vermeiden.

Röschen öfnete ihre Kammerthür, die auf den Vorsaal stieß; sie ließ Simberten vorangehen. Das Bewußtseyn ihrer guten That hatte

 sie

sie verlaßen. Sie bebte, gleich einer Verbrecherinn, die den Rabenstein betritt. Beim Eintritt in Elisens Zimmer reichte Simbert ihr die Laterne und nahete sich dem Bette. Der Umhang war vorgezogen; Simbert schlug ihn zurück. Elise schien aus einem tiefen Schlafe aufzufahren. Bist du's, Röschen? was willst du? sagte sie mit leiser, erschrockener Stimme. — Seyn Sie ruhig, gnädiges Fräulein, es soll Ihnen kein Leid geschehen. Bei diesen Worten faßte Simbert sie an den Armen. — Ach Gott! Räuber! rief sie, und schien in Ohnmacht zu sinken.

Simbert zog ein seidenes Tuch hervor, und wollte ihr den Mund verbinden. Das will ich thun, sagte Röschen, indem sie die Laterne auf eine seitwärts stehende Commode setzte. Sie verband ihr den Mund, und zog ihr die Florkappe über das Gesicht, die sie aus ihrer Kammer mitgenommen hatte. Gott! sie ist ohnmächtig, rief sie. — Desto besser! erwiederte Simbert. Nur hurtig fortgemacht, damit wir sie in den Wagen bringen, ehe sie zu sich kömmt! Sie ward aus dem Bette gehoben, und Röschen warf ihr die Douliette um; dann nahm sie die Laterne, und gieng den Räubern voran, die ihr in tiefster Stille, gleich Meuchelmördern,

folg-

folgten, welche das Opfer ihres Bubenstücks heimlich begraben wollen. Elise ward in den Wagen gelegt. Simbert setzte sich neben sie. Einer von den Bedienten nahm den Rücksitz ein, der andere stieg zu Pferde, um voran zu reiten. Die Gläser und Vorhänge wurden aufgezogen, und der Wagen rollte mit der Schnelligkeit des Blitzes davon.

Nach einigen Minuten schien Elise aus ihrer Ohnmacht zu erwachen. Wo bin ich? Hülfe! Hülfe! rief sie, so laut ihr Mundschleyer es ihr erlaubte. Sie stellte sich an, als wollte sie ihn wegreißen. Simbert hielt ihr die Hände. Ihre Mühe ist vergebens, gnädiges Fräulein. Fassen Sie sich, wir sind keine Räuber; wir führen Sie Ihrem Glücke entgegen. — Wohin? — In die Arme eines fürstlichen Gemahls, antwortete Simbert. Elise warf sich schweigend in die Ecke des Wagens zurück, und sprach kein Wort mehr auf dem ganzen Wege. In weniger als einer halben Stunde hielt der Wagen im Hofe des Jagdschlosses still. Elise wurde dem Scheine nach halb ohnmächtig herausgehoben, und in ein Zimmer des Erdgeschoßes gebracht, das mehrere Wachslichter erleuchteten. Man setzte sie auf eine Ottomanne. Simbert wollte ihr den Mund losbinden; sie stieß ihn zurück, und lös-

te die Binde selbst ab, ohne die Florkappe wegzunehmen. Der Elende verließ sie mit einer stummen Verbeugung, und sie hörte ihn die Thüre verschließen, die nach dem Hofe führte.

Kaum hatte er sich entfernt, so kam der Prinz aus seinem Nebenzimmer mit ausgestreckten Armen auf sie zu. Elise richtete sich auf, riß die Florkappe ab, und stand wie ein strafender Schutzengel vor dem erstarrten Sünder. Er hatte die Lippen zum Sprechen geöfnet; sie blieben geöfnet, aber seine Zunge war gelähmt. Nicht vor mir, Prinz, sagte Elise, mit ernster, feierlicher Stimme, sondern vor sich selbst sollten Sie erschrecken. Mir sollten Sie danken, daß ich Ihnen ein Verbrechen erspart habe. Das Wort Verbrechen trieb eine glühende Röthe auf sein todtblaßes Gesicht. Ein Verbrechen sage ich, das, auch mißlungen, Ihnen, wo nicht die Ahndung des Gesetzes, doch gewiß die höchste Ungnade Ihres Oheims zuziehen würde, wenn ich seine Gerechtigkeit um Hülfe anrufen wollte. Doch nicht bei ihm, bei Ihnen selbst, Prinz, will ich Sie verklagen. Ihr Herz war einst edel und rechtschaffen; ihm überlasse ich Ihre Bestrafung. Hier sind die Zeugen, die vor einem fremden Richter gegen Sie sprechen würden. Sie übergab ihm das Billet und den

Ring.

Ring, die Röschen von Simberten empfangen hatte.

Nun bekam der Prinz die Sprache wieder. Bei Gott! rief er, Sie sind ein großes Weib! Eine Mutter, wollen Sie sagen, versetzte Elise. Doch es ist Zeit, daß ich nach Hause zurückkehre. Meine Tochter darf nichts von meiner Abwesenheit erfahren; ich bitte Euer Durchlaucht, die Befehle zu meiner Rückreise zu geben. Der Prinz klingelte, schloß die Thür auf, und sagte zum heraneilenden Bedienten; laß den Augenblick wieder anspannen. Wenn Sie mir vergeben haben, sagte er dann zu Elisen, so werden Sie mir erlauben, Sie zurück zu begleiten. Ich habe Ihnen vergeben; allein ich bedarf der Einsamkeit, und ich denke, auch Sie werden gerne mit sich allein seyn. Der Prinz ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz. Diese Stunde werde ich nie vergessen, und wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgültig werde, so hoffe ich, Sie sollen sich ihrer Folgen freuen. Noch einige Minuten saß er neben Elisen auf der Ottomanne. Schweigend warf er von Zeit zu Zeit einen schaamvollen Blick auf das verklärte Antlitz der Heldinn; aber sein Blick konnte nicht darauf verweilen. Die Majestät der Tugend schreckte ihn zurück. Der Wagen fuhr vor;

der

der Prinz begleitete sie bis an den Schlag. Ehrerbietiger hätte er sich von keiner Königinn beurlauben können.

Ihre Rückkehr wurde beinahe eben so schnell bewerkstelligt, als ihre Hinreise. Ein heiliges, namenloses Gefühl der Andacht und der Wonne wiegte sie in eine himmlische Entzückung, aus der sie nicht eher erwachte, als bis der Bediente des Prinzen den Schlag öfnete, und Röschen mit weinenden Augen und lachendem Munde sie bewillkommte. Sie war kaum anderthalb Stunden abwesend, die das gute Mädchen in der bängsten Unruhe zugebracht hatte. Nun war ihre Freude grenzenlos, besonders als Elise ihr sagte, daß sie alle Ursach habe, mit dem Erfolg ihres Schritts zufrieden zu seyn. Ich werde es nie vergessen, mein Kind, setzte sie hinzu, daß ich diesen Erfolg deiner Treue zu danken habe. Röschen sank ihr zu Füßen; sie umarmte ihre Kniee. Hätte Elise in diesem Moment ihr Blut gefodert, es würde für sie geflossen seyn. Sie mußte ihr das heiligste Stillschweigen über die ganze Begebenheit angeloben. Man kann leicht denken, daß der Prinz seinen Gehülfen die gleiche Verpflichtung auflegte.

Am folgenden Tage reiste er wirklich in die

Re-

Residenz zurück. Sein erstes Geschäft war, daß er Simberten fortschaffte. Er schickte ihn als Oberförster auf seine Güter. Betrachte das Aemtchen nicht als eine Belohnung, sagte er zu ihm; da ich dich zum Schurken machen half, so muß ich dir Gelegenheit geben, ein ehrlicher Mann zu werden. Benutzest du sie nicht, so wirst du einen unerbittlichen Richter an mir finden.

Auguste war dasmal früher als ihre Mutter. Gleich dem Säugling, der in seiner Wiege des erquickenden Schlafes genießt, indeß die wachende Mutter jede Gefahr von ihm abwendet, hatte sie von der Szene der verwichenen Nacht nicht das mindeste geahnet. Als Elise herunter kam, lief sie ihr mit offenen Armen entgegen. Sie müßen recht gut geruhet haben; so frisch, so blühend sind Sie schon lange nicht aufgestanden. — Das macht, mein Kind, ich hatte einen süßen, prophetischen Traum, der mein Blut erfrischte. Mir träumte, daß ich dich deinem Theodor in die Arme führte, und es war mir, als geschäh' es an meinem Geburtstage, den wir zu Ende des Monats feiern werden. Ich erlaube dir, deinem Geliebten meinen Traum zu erzählen.

Auguste lag noch am Busen ihrer Mutter, als

als Röschen ihnen die Nachricht von der Abreise des Prinzen überbrachte, die sie im Dorfe erfahren hatte. Nun wird auch Theodor uns bald wieder besuchen können, rief Auguste frohlockend. Auch auf ihrer Mutter Stirne glänzte die Freude. Sie fand in dieser Abreise eine Gewährschaft, daß der Prinz seiner Leidenschaft entsagt habe.

Theodor ließ sich nicht lange erwarten; er kam mit seiner Mutter und Schwester auf den Flügeln der Liebe nach Blumenthal. Nach den ersten Entzückungen des Wiedersehens erzählte er Elisen, daß der Prinz am Tage nach seiner Ankunft ihn rufen ließ, und ihm das Patent eines Staabsrittmeisters bei seinem Dragonerregiment zustellte. Ich höre, Sie werden sich bald mit der liebenswürdigen Auguste verheirathen. Mein Regiment kantonirt nur zwo Meilen von Blumenthal; es muß ihnen angenehm seyn, in der Nachbarschaft Ihrer Familie zu leben. Sie bekommen ein seltenes Mädchen zur Frau, und eine noch seltenere Frau zur Schwiegermutter. Bringen Sie ihnen meinen Gruß, und bleiben Sie stets Ihres Glückes würdig. Theodor blieb es.

Schon dreimal feierte Auguste, im Kreise der Ihrigen, das Jahrgedächtniß ihrer Verbin-

dung, und jedesmal sagte sie in ihrer Mutter und in Theodors Armen: ich bin glücklich, noch glücklicher als im vorigen Jahre. Auch Prinz Adolph hielt Wort, und seine Rückkehr zur Tugend wurde vom Herzog durch die Hand seiner reitzenden Tochter belohnt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Ludwig Theodor,

Gemäldesammlung in Erzählungen, Geschichten und kleinen Romanen

Nürnberg 1819

P.o.germ. 84 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105189-9